

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Die Leichenstadt

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Die Leichenstadt

John Sinclair Taschenbuch Nr. 25

von Jason Dark

erschienen am 12.04.1983

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Die Leichenstadt

Schon oft hatte ich von der Leichenstadt gehört. Ein geheimnisvolles Grab, das zu ihr führte, war der Schlüssel. Leider war das letzte Stück des Weges verschlossen. Bis eine Verschiebung der Dimensionen stattfanden. Plötzlich wurde die sagenumwobene Leichenstadt sichtbar. Menschen einer Kleinstadt gerieten in den gefährlichen Bannstrahl der Stadt. Sie verschwanden ebenso von der Bildfläche wie ein U-Boot samt Besatzung. Auch mich traf es. Hilfe gab es nicht. Die Leichenstadt verschlang uns alle und gab niemand wieder frei...

Uns umgab die Stille der Tiefsee!

Nicht ein Laut drang durch die dicken Wände des U-Boots, das wie ein Schatten durch das graugrün schimmernde Wasser glitt. Auch an Bord sprach so gut wie niemand, der Kapitän hatte Redeverbot erteilt, und nur in der kleinen Kommandozentrale durfte gesprochen werden. Zusammen mit drei Offizieren hockte ich in dem Raum, hätte gern eine Zigarette geraucht und mußte es mir doch verkneifen, weil das Rauchen verboten und die Luft schon schlecht genug war. Dabei gehörte das Boot zu den besten und modernsten Unterseetauchern, die die englische Marine aufzubieten hatte.

Angetrieben wurde es durch Atomkraft. Es konnte fast unbegrenzt unter Wasser bleiben, war mit Kameras ausgerüstet, deren gläserne Augen das Meer in alle Richtungen hin beobachteten und ihre Bilder auf kleine Monitoren zur Kontrolle wiedergaben.

Vieles hatte sich in der Technik geändert. Eins jedoch war geblieben. Der Mangel an Platz.

Mich schaute der Kapitän an. Wie auch ich hatte er einen Pappbecher vor sich stehen, in dem eine braune Brühe schwamm, die sich Kaffee nannte. Kaffee wurde hier am meisten getrunken. Da konnte kaum genug nachgekocht werden. Im Vergleich zum Kaffee meiner Sekretärin Glenda schmeckte dieser hier auf dem U-Boot wie ein Laternenpfahl ganz unten, und jeder kann wohl verstehen, wie sehr ich mich nach Glenda Perkins Kaffee sehnte.

Dies seit drei Tagen.

So lange hielt ich mich bereits auf dem U-Boot auf. Hier wurde außer der Nahrung alles rationiert, auch das Wasser.

Mit einer gemurmelten Entschuldigung verließen zwei Offiziere die Kommandozentrale und ließen den Kapitän und mich allein. Er war für einen Mann mit so großer Verantwortung noch ziemlich jung. Er hieß Dirk Neeler und entstammte, wie er mir selbst berichtet hatte, einer alten englischen Adelsfamilie. Allerdings hatte er auf seinen

Titel verzichtet, was ihn mir sympathisch machte.

Seine Haare zeigten einen militärisch kurzen Schnitt, der Scheitel saß korrekt, wobei unter ihm eine hohe Stirn begann, in der die dunkelbraunen Augenbrauen in derselben Farbe wie das Haar besonders hervorstachen. Die Haut zeigte nicht das Grau jener Männer, die lange das Sonnenlicht entbehrt hatten, sie war gebräunt, und ich wußte aus Erzählungen des Kapitäns, daß er nicht nur bei Landaufenthalten ein Liebhaber von Sonnenstudios war, sondern auch im Sommer surfen und segeln ging. Das brauchte er, denn das Leben auf dem Boot konnte einen Mann schon deprimieren. Seit drei Tagen also bewegten wir uns im Atlantik. Auf halber Strecke zwischen Mittelnorwegen und England. Natürlich hockte ich nicht freiwillig in dem Sarg aus Metall, wie er scherzhaft genannt wurde, es gab da einen besonderen Grund.

»Auch noch Kaffee?« fragte Neeler und schaute mich an.

Ich schüttelte den Kopf. »Danke, nein.«

»Sie können sich auch hinlegen, Mr. Sinclair, wenn es Ihnen zu langweilig wird.«

Ich grinste schief und deutete auf den Monitor. »Schon als Halbwüchsiger habe ich gern vor der Mattscheibe gesessen.«

»Das waren aber keine so miesen Bilder.«

»Sie haben recht.«

»Was anderes kann ich Ihnen nicht bieten.«

Ich warf einen Blick auf meine Rolex. »Wann, sagten Sie, haben sie die Stadt immer gesehen?«

»Etwa um diese Zeit.«

»Und da wollen Sie mich wegschicken?«

Dirk Neeler hob die Schultern. »Ich habe es nur gut gemeint. Gestern und vorgestern habe ich auch nichts gesehen. Ich dachte da mehr an das Gesetz der Serie.«

»Ich vertraue auf mein Glück.«

Der Kapitän und Kommandant hob die Schultern. »Ob das Auftauchen dieser komischen Stadt ein Glück ist, wage ich zu bezweifeln.«

Und damit waren wir beim Thema.

Es ging um eine Stadt. Um eine Stadt im Meer. Das allein war schon sagenhaft und ungeheuer, hinzu kam noch ein anderes Phänomen. Das Boot war auf die Stadt zugefahren und konnte hindurchgleiten. Durch Mauern und Tempel, durch seltsame Menschen, Monstren und Spinnen. Nicht nur einmal, sondern zweimal.

Beim erstenmal hatten alle an eine Halluzination geglaubt. Besonders deshalb, da auf den Schirmen nichts zu sehen gewesen war, doch beim zweiten Zusammentreffen, war der Besatzung klargeworden, daß sie in der Tiefe des Meeres etwas Unheimliches und vor allen Dingen Unerklärbares erlebte.

Zum Glück gehörte Dirk Neeler nicht zu den Leuten, die sich für Gottvater persönlich hielten. Er wußte mit diesem Phänomen nichts anzufangen, brach seine Fahrt ab und informierte die diesbezüglichen Stellen des Marineministeriums.

Dort wurde man hellhörig. In der letzten Zeit war wieder so viel über Ufos geschrieben worden, warum nicht mal über eine Stadt im Meer. Doch man dachte auch nach. Der Presse gegenüber ließ man nichts verlauten, sondern schaltete den Geheimdienst ein. Die Burschen fanden auch nichts heraus. Die Verantwortlichen setzten sich nur zusammen, berieten, und einer hatte schließlich die glorreiche Idee, die ihm einen Orden einbringen konnte. Er erinnerte sich an seinen Clubfreund Sir James Powell und auch daran, mit welchem Job man diesen Menschen betraut hatte. Er leitete eine kleine Abteilung bei Scotland Yard, die sich um rätselhafte Phänomene kümmerte und manchmal sogar den großen Geheimdienst hatte schlecht aussehen lassen.

Von Sir James bis zu mir ist es nur ein Katzensprung. Mein Chef sprach mit mir über den Fall, und ich sprang darauf an wie ein Motor, der endlich mal wieder in Bewegung gesetzt wurde.

Die Leichenstadt!

So lautete meine Schlußfolgerung. Bereits seit einiger Zeit geisterte dieser Begriff durch unsere Ermittlungen und Fälle. Immer häufiger waren wir auf Spuren dieser geheimnisvollen Stadt gestoßen, die es einmal gegeben haben sollte, dann jedoch abgesprengt wurde, als der alte Kontinent Atlantis im Meer versank.

Laut unserer Erfahrungen und Ermittlungen sollte es der Leichenstadt, durch welche Kräfte auch immer, gelungen sein, sich zuvor abzuspalten und in einen Dimensionstunnel zu verschwinden.

Für alle Zeiten? Das hatte man vielleicht damals angenommen, aber die Menschen begannen, sich mit der Frühgeschichte der Erde zu beschäftigen, und da stieß man natürlich auf den alten Kontinent Atlantis.

Man hatte die Reste des versunkenen Kontinents noch nicht gefunden. Es gab zahlreiche Vermutungen, doch niemand wußte so recht, wo Atlantis gelegen hatte.

Die einen richteten sich nach den Berichten und Überlieferungen des griechischen Philosophen Piaton, sie suchten Atlantis im Mittelmeer, andere forschten im Atlantik nach, aber zu einem konkreten Resultat waren die Wissenschaftler noch nicht gelangt.

Ich aber wußte, daß es Atlantis gegeben hatte!

Jawohl, denn ich, John Sinclair, hatte den Untergang dieses Kontinents an einer gewissen Stelle miterlebt, hatte das Chaos sehen müssen, das Platzen der Vulkane, die gewaltigen Flutwellen, die donnernd heranbrachen und mit ihren gierigen Mäulern eine gesamte Kultur regelrecht verschlangen.

Durch eine gezielte Magie war ich gerettet worden. Schon allein das bewies, wie hoch die Bewohner des alten Atlantis die Magie als

Hilfsmittel eingestuft hatten. Nicht nur ich war durch Magie gerettet worden, sondern auch andere Wesen, die zur damaligen Zeit in Atlantis oder der geheimnisumwitterten Leichenstadt gelebt hatten. Im Gegensatz zu den Dämonen lebte ich in der Gegenwart. Ein gefährlicher Zauber hatte mich damals in das Atlantis kurz vor seinem Untergang geschleudert, andere dämonische Kräfte oder Dämonen blieben verschollen.[\[1\]](#)

In Tausenden von Jahren hörte man nichts von ihnen. Wahrscheinlich hatten sie zugesehen, wie sich die Menschheit neu entwickelte. Nun aber mehrten sich die Anzeichen, daß es zu einer Rückkehr dieser einst so schrecklichen und gleichzeitig mächtigen Dämonen kam. Gefahren aus der Leichenstadt wurden existent. Ich brauchte da nur an die Großen Alten zu denken und den geheimnisvollen, blau schimmernden Schlüssel, der den Zugang zur Leichenstadt öffnen sollte. Fast hätten mein Freund Suko und ich ihn erwischt. Leider spielte man uns im letzten Moment noch einen Streich, denn ein mörderischer Dämon, Kalifato mit Namen, machte unseren Plan zunichte. Die Leichenstadt hatte ich nicht vergessen. Irgendwo in meinem Hinterkopf spukte sie noch immer herum, deshalb war ich auf den Fall auch so angesprungen, als Sir James davon berichtete.

Wir befanden uns am dritten Tag unter Wasser. Bisher hatten wir weder eine Stadt noch irgendeine Spur davon gesehen. Nur Wasser, das von den Halogenlampen des Bootes aufgehellte wurde und mir vorkam wie eine grüne Wand.

Hin und wieder huschten seltsame Fische über den Fernsehschirm. Manch einer glotzte direkt in die Kamera, staunte für einen Moment und verschwand mit einer blitzschnellen Drehung.

»Wir haben hier ja Glück«, meinte der Kapitän.

»Wieso?«

Dirk Neeler deutete auf einen der Monitore. »Schauen Sie sich mal

den Meeresgrund an.«

Ich beugte mich vor. Auch unter dem Boot leuchtete ein Scheinwerfer. Ein breiter heller Fächer fiel in die Tiefe, eine Kamera brachte das Bild auf den Schirm, und ich sah trotzdem nicht viel.

»Tja«, murmelte ich und zögerte, was den Kapitän zu einem Lachen veranlaßte.

»Ich weiß schon, Mr. Sinclair, für Sie ist das nur eine graue Suppe.«

»Genau.«

»Ich sprach insofern positiv vom Meeresgrund, da wir ungestört über ihn hinweggleiten können. Wir brauchen uns nicht um die geologischen Formationen zu kümmern, z. B. hohe Gebirge oder gefährliche Täler mit reißenden unterseeischen Strömen.«

»Wenn Sie das so sehen, haben sie recht.«

Im nächsten Augenblick ging ein Ruck durch das Schiff. Es war nicht schlimm, wir merkten ihn kaum, doch der leere Becher vor mir rutschte über den kleinen Tisch.

Fehlte nur noch, daß das Licht anfang zu flackern, wie man es oft in Filmen sieht, das jedoch war nicht der Fall, die Beleuchtung blieb intakt. Ich schaute den Kapitän an.

Der hatte seine Stirn in Falten gelegt. Anscheinend paßte ihm diese kleine Störung nicht. Neeler streckte seinen Arm aus, um den Hörer des schwarzen Telefons zu greifen, als es klingelte.

»Ja«, meldete er sich.

Ich konnte nicht hören, was der andere Sprecher sagte, auch am Gesicht des Kapitäns war nichts abzulesen, so streckte ich die Beine aus und reckte meine Arme.

»Beobachten Sie die Instrumente«, sagte Neeler, bevor er wieder auflegte.

»Ärger?« fragte ich.

»Nein.« Er schaute mich an und schüttelte den Kopf. »Nur eine kleine Panne.«

»Wo?«

»Im Motor.«

»Ist aber nicht normal, wie?«

Neeler lächelte. »Welche Panne ist schon normal. Ich glaube nicht, daß sie etwas mit der geheimnisvollen Stadt zu tun hat.«

Ich schielte zum Schirm. Irgendwie fühlte ich, daß sich etwas verändert hatte. Ich konnte auch nicht sagen, was es war, mich hielt eben das Gefühl umfassen, und das ließ sich nicht wegleugnen. Auf meinen sechsten Sinn hatte ich mich oft verlassen können. Er hatte sich im Laufe vieler Jahre herausgebildet.

Auf dem Monitor sah alles normal aus. Graugrün präsentierte sich die Umgebung dicht über dem Meeresgrund. Keine Sache, über die man hätte beunruhigt sein können.

Bis es zum zweiten Vorfall kam.

Abermals merkten wir den Ruck. Diesmal so stark, daß der stählerne Leib des Bootes durchgeschüttelt wurde, und sogar das Licht begann zu flackern, während ich mich unwillkürlich an den festgeschraubten Tisch klammerte.

Vier, fünf Sekunden hielt es an. Dann war alles wieder normal. Scheinbar normal, denn etwas stimmte nicht. Der Kapitän bemerkte es früher als ich und sprang auf.

»Verdammt, die Motoren.«

»Was ist mit ihnen?«

Er schaute mich an. »Sie sind ausgefallen, Sinclair. Hören Sie das nicht?« Ich nickte.

In diesem Augenblick wurde die Tür aufgerissen. Der erste Offizier zog den Kopf ein und betrat den Kommandostand. »Die geben keinen Mucks mehr von sich, Dirk«, meldete er.

»Und die Reserve?«

»Alle Aggregate liegen still. Tut mir leid, daß ich dir nichts anderes sagen kann.«

»Ja, ja schon gut.«

Wir saßen längst nicht mehr. Ich schaute die beiden Offiziere an. Sie waren blaß geworden. Ich konnte mir gut vorstellen, welche Gedanken sich in ihren Köpfen abspielten. Wenn da nichts mehr lief, konnten wir möglicherweise nicht mehr auftauchen.

Und dann verlöschte das Licht.

Innerhalb von einer Sekunde legte sich die Dunkelheit über das gesamte Unterseeboot. Wir kamen uns vor, als wären wir in ein schwarzes Tuch eingewickelt worden.

Niemand sprach mehr. Wir hörten auch von der Mannschaft nichts. Die Leute verhielten sich äußerst diszipliniert. Unsere Blicke waren auf die Monitore gerichtet.

Sie zeigten noch ein »Nachglühen«, das allmählich blasser wurde und schließlich verschwand.

Nach einigen Minuten vernahm ich die Stimme des Kapitäns. »Ich hole nur eine Taschenlampe.«

»Okay.«

Der Offizier bewegte sich von mir fort. Ich ließ meine Bleistiftlampe, wo sie war. Der Kommandant hatte sicherlich bessere Leuchten zur Verfügung.

Früher hatte ich öfter diese U-Boot-Filme gesehen. Ich kannte auch Geschichten über U-Boote, und es waren immer besonders spannende Augenblicke oder Szenen gewesen, wenn auf einem Boot das Licht ausfiel. Dann fieberte man als Leser mit, wie sich die Mannschaft wohl verhielt. Jeder lauschte dann, achtete auf verdächtige Geräusche, und in Kriegszeiten mußte die Besatzung mit Wasserbomben rechnen.

Ich ertappte mich nun, daß ich ähnlich reagierte. Ich lauschte auch in die Dunkelheit hinein. Wenn man sich konzentriert, gibt es ja keine

völlige Stille. Irgend etwas im Boot lebt immer. Mal knackte etwas, dann hörte ich ein leises Knarren und vernahm auch die Geräusche, die der Kapitän verursachte.

Endlich hatte er die Lampe gefunden. Der breite Strahl erhellte den Kommandostand. Eine zweite Lampe bekam der Erste Offizier und außerdem die Anweisung, sich auf dem Boot umzuschauen. »Nehmen Sie alles zu Protokoll!« wurde der Kapitän dienstlich, »und melden Sie es mir.«

»Aye, aye, Sir!«

»Sie können sich ruhig wieder setzen, Sinclair«, sagte Neeler.

Ich nahm Platz. »Sagen Sie mal, wie lange dauert es, bis der Schaden wieder repariert ist?«

»Da bin ich überfragt. Die Notaggregate haben sich nicht eingeschaltet. Das bereitet mir Sorgen.«

»Und für wie lange reicht die Luft?«

»Daran wollen wir gar nicht denken.«

Es sah also nicht gut aus. Der dritte Tag hatte uns eine höllische Überraschung beschert. Ich kam mir vor wie in einem stählernen Sarg. Und ich glaubte mittlerweile auch, daß dieser totale Energieausfall nicht auf normale Einwirkungen zurückzuführen war.

Der Kapitän erschien mir ein wenig ratlos. Er schaute öfter auf die Uhr und blickte auch in Richtung Ausgang. Der Erste Offizier hatte die schmale Eisentür nicht ganz geschlossen.

Ich lehnte mich an die Rechenanlage. Ein Computer-Terminal. Hatte ein Schweinegeld gekostet. Da glühten keine Lämpchen mehr, und auch keine Digitalanzeige gab uns irgendwelche Daten durch. Alles tot, wir konnten uns auf die Elektronik nicht stützen. Jetzt mußte sich der Mensch etwas ausdenken.

Aber was?

Wir konnten nicht ewig unten bleiben. Die Frage war: Wie konnten wir wieder auftauchen?

Der Erste kehrte zurück. »Totaler Energieausfall«, meldete er.

»Und der Reparaturtrupp?«

»Arbeitet bisher ohne Erfolg.«

Neeler nickte. »Hat er schon einen Teilerfolg errungen?«

»Nein. Die Leute wissen überhaupt nicht, wo sie anfangen sollen.

Sie kümmern sich zunächst um den Antrieb.«

Mir war etwas anderes eingefallen. »Das Boot wird doch durch Atomkraft angetrieben - oder?«

»Das ist richtig.«

»Dann sind wir ein Mini-Kraftwerk.«

»So ungefähr.«

Mir trat plötzlich der Schweiß auf die Stirn. »Muß die Brennkammer nicht gekühlt werden?« Neeler schluckte.

»Sie wissen gut Bescheid«. Er gab die Antwort mit heiserer Stimme.

»Leider, Sir, leider. Wenn die Kühlung auch ausgefallen ist, könnte es da zu einer Katastrophe kommen?«

»Ich weiß es nicht, Sinclair. Und das ist meine ehrliche Meinung. Vielleicht sind die Reaktionen innerhalb des Antriebs auch ausgefallen.«

»Wir wollen es hoffen.«

»Da sagen Sie was.«

»Und die Atemluft?« kam ich noch einmal auf das Thema zurück.

»Gehen Sie sparsam damit um«, riet Neeler.

Es waren die letzten Worte, die wir vorerst miteinander wechselten, denn der Kapitän verließ die Zentrale. Ich blieb zurück. Allein hockte ich, denn der Erste war mitgegangen. Die beiden Männer wollten das Schiff inspizieren. Die Zeit war knapp, die Atemluft ebenfalls. Ich vernahm Stimmen. Sie klangen ruhig. Diese Besatzungen hatten sich hervorragend in der Gewalt. Da wollte keiner auffallen oder durchdrehen. Ich hatte meine Bleistiftleuchte

hervorgeholt und knipste sie hin und wieder an.

Nein, das war nicht normal, was wir hier erlebten. Da spielte eine große Magie die entscheidende Rolle. Wobei ich das Gefühl hatte, den Grund dafür in der Existenz der Leichenstadt zu suchen. Ich glaubte sehr wohl an die Aussagen des Mannes, und ich rechnete damit, daß wir in einer magischen Falle saßen.

Nach draußen konnte ich nicht schauen. Es gab hier keine Fenster oder Luken. Bilder brachten nur die Kameras, und die liefen eben nicht ohne Strom.

Neeler kehrte zurück. Ich leuchtete ihn an, traf sein Gesicht und erkannte, daß er nicht gerade begeistert war. Die Mundwinkel wiesen nach unten, er atmete schwer und ließ sich wuchtig auf den schmalen ungepolsterten Drehstuhl fallen.

»Es sieht also nicht gut aus«, nahm ich ihm das Wort vorweg.

»Genau.«

»Und was jetzt?«

»Haben Sie schon mal Maschinen gesehen, die vollkommen in Ordnung sind und trotzdem nicht laufen?« fragte er mich.

»Nein.«

»Aber ich. Und jetzt sagen Sie mir, Sinclair, was ich dagegen unternehmen soll.«

»Nichts.«

»Soweit bin ich auch gekommen. Ich habe mit den Technikern gesprochen. Sie stehen vor einem Rätsel. Das haben sie noch nie erlebt. Einen totalen Ausfall der Energie, unmöglich eigentlich.«

»Haben sie ähnliche Situationen nie durchgespielt?« fragte ich.

»Nein, denn einen totalen Energieausfall kann es eigentlich gar nicht geben.«

»Wieso?«

»Weil der Computer sofort auf die Notaggregate umschaltet. Die sind so stark, daß wir auftauchen könnten. Aber alle Computer und

Reserven bringen nichts mehr. Tut mir leid, Sinclair, aber wir sind Gefangene in einem stählernen Sarg. Wenn wir nicht großes Glück haben, werden wir hier in diesem Boot elendig verrecken!«

Er nickte und fügte noch hinzu: »Ich hoffe, Sie nehmen mir die klare Sprache nicht übel.«

»Nein, das tue ich nicht.« Dafür unternahm ich etwas anderes und griff unter mein Hemd. Ich holte das Kreuz hervor. Neeler schaute mir aus großen Augen zu.

»Was wollen Sie denn damit?«

»Abwarten.«

Das Kreuz war etwas Besonderes. Es gehörte zu meinen stärksten Waffen. Vielleicht war es sogar die stärkste überhaupt. Auf jeden Fall konnte man sie mit dem Wort weißmagisch umschreiben. Ich hatte gelernt, wie man die Kräfte des Kreuzes, von dem Propheten Hesekiel geschaffen, nutzt. Wenn ich einen bestimmten Bannspruch rief, dann konnte ich ungeheuer starke Magien aktivieren, denn Hesekiel hatte es verstanden, nicht nur die Zeichen der alttestamentarischen Lehre hineinzugravieren, sondern auch die anderer Mythologien. Der Bannspruch aber galt für alle.

Ich schaute mir das Kreuz genau an. Es sah aus wie immer, schimmerte silbern und zeigte keinerlei Reaktion.

Das sollte sich ändern.

Meine Lippen bewegten sich kaum, als der Spruch aus meinem Mund rann.

»Terra pestem teneto. Salus hic maneto!«

Das waren die entscheidenden Worte. Jetzt mußte sich etwas tun. R irgendwie auf die fremde Magie reagieren, falls sie uns wirklich umgab. Es tat sich etwas.

Ich merkte es an der Wärme. Das Silber strahlte plötzlich Wärme aus, und ich glaubte auch, das schwache grüne Leuchten zu sehen, das mein Kreuz erfaßt hielt.

»Löschen Sie das Licht«, bat ich Neeler.

Der gehorchte sofort.

Als die Dunkelheit über uns lag, konnten wir es beide erkennen. Das Kreuz schimmerte grünlich. Für mich ein Beweis, daß wir von einer fremden Magie eingekreist waren.

Unwahrscheinlich...

Das gleiche Wort sagte auch der Kapitän, wobei er noch den Kopf schüttelte, denn ich sah schwach seinen Schatten. »Was haben Sie da gemacht, Mr. Sinclair?«

»Nur den Schuldigen für unser Dilemma festgestellt.«

»Und wer ist das?«

Ich runzelte die Stirn. »Genau kann ich es nicht sagen, nur allgemein.«

»Dann tun Sie es.«

»Schwarze Magie, Sir. Wir sind von einer schwarzen Magie eingekreist. Das ist die Lösung.«

Neeler hatte seine Lampe wieder eingeschaltet. Sein Gesicht wirkte noch bleicher als zuvor. »Schwarze Magie?« flüsterte er, »das kann ich nicht glauben. So etwas gibt es nur in Romanen und Geschichten. Ich habe meinen Jules Verne gelesen. Kapitän Nemo ist aber eine Sagengestalt, eine Erfindung.«

»Sagen Sie das nicht. Es gibt viele Dinge, die es offiziell nicht gibt, die dennoch existieren.«

Dirk Neeler räusperte sich. Dann holte er eine Flasche aus einer Schublade hervor. »Tut mir leid, aber jetzt muß ich erst einen Schluck haben. So etwas ist nicht so leicht zu überwinden. Auch einen?«

Ich schüttelte den Kopf.

Neeler trank aus der Flasche. Danach schraubte er sie zu und stellte sie weg. Im Hochkommen sagte er: »Ich bin der Führer des U-Bootes. Sie haben von schwarzer Magie gesprochen, Sinclair, und

Sie sind dafür zuständig.«

»Ja.«

»Dann müssten Sie etwas unternehmen.«

»Das weiß ich. Doch im Augenblick bin ich ebenso ratlos wie Sie, Sir.«

Neeler wollte mit der Faust auf den Tisch schlagen, überlegte es sich und winkte ab. »Was nutzt es, wenn wir uns gegenseitig Vorwürfe machen. Damit kommen wir nicht weiter. Die andere Seite hält alle Trümpfe in der Hand. Wir können nur warten.«

»So ist es, Sir.«

»Ich schaue mich noch mal um.« Neeler wollte aufstehen, als er meine Handbewegung sah. Sie war leicht zu verstehen. Der Kapitän sollte stoppen.

»Was ist denn?«

»Schauen Sie mal auf den Bildschirm.«

Dirk Neeler drehte den Kopf. Seine Augen wurden groß, er schluckte zweimal und ließ seinen Adamsapfel dabei tanzen. »Mann, Sinclair, gibt es das auch?«

»Keine Täuschung«, flüsterte ich.

Was wir beide zu sehen bekamen, war wirklich unheimlich. Der graugrüne, tot wirkende Bildschirm leuchtete auf. Normalerweise hört man ein Knistern, wir jedoch sahen es. Da explodierten kleine Funken auf der Mattscheibe, ein seltsames Rauschen war ebenfalls zu vernehmen, und wir glaubten auch, Stimmen zu hören.

»Da spricht jemand«, hauchte Neeler.

Ich gab keine Antwort, denn ich konzentrierte mich voll auf die Stimmen. Es war leider nicht zu unterscheiden, ob Frauen oder Männer sprachen. Wir sahen auch nichts, aber das änderte sich, denn in die Bildschirme kam Bewegung.

Zuerst verstärkte sich die Farbe. Sie wurde graugrün, wirkte nicht so tot, und plötzlich sahen wir auch Umrisse.

Nur schwach, mehr verwischend, wir konnten nichts Genaues erkennen, aber eins war sicher. Die Monitore gaben das Bild wieder, das sich außerhalb des U-Bootes zeigte.

Und das ohne Energie.

Neeler war völlig durcheinander. Er schüttelte den Kopf, konnte es nicht begreifen und holte ein paarmal tief Luft. »Wir haben die Geräte doch nicht eingeschaltet, wir...« Er verstummte, denn plötzlich wurde das Bild klarer.

Wir konnten besser sehen.

Und wir erkannten die Umrisse einer Stadt. Es war die Leichenstadt!

Ich muß ehrlich gestehen, daß mir bei der ganzen Sache nicht wohl war. Ein bedrückendes Gefühl hielt mich umfassen. Ich fühlte es kalt den Rücken hinablaufen, und auch mein Herzschlag hatte sich beschleunigt. Noch wußte ich nicht mit 100-prozentiger Sicherheit, ob ich es mit der Leichenstadt zu tun hatte, aber es war höchstwahrscheinlich. Eine andere kam für mich nicht in Frage.

Meine Hände zitterten, als ich genauer hinschaute. Sehr klar und scharf zeigten die Monitore das Bild.

Neeler und ich erkannten gewaltige Gebäude. Manche besaßen die Formen von Pyramiden, andere wiederum sahen aus wie viereckige Klötze, in denen sich seltsame runde Löcher befanden, die mich an leere Augenhöhlen erinnerten. Es gab auch Brücken, die die Gebäude miteinander verbanden, aber Menschen sahen wir nicht. Noch nicht...

Aus Gründen der Erfahrung ging ich davon aus, daß die Leichenstadt bewohnt war. Und zwar von gefährlichen Dämonen, an dessen Spitze vielleicht Kalifato, der Todesbote, stand.

Gut erinnerte ich mich an den Strahl, der aus seinem Maul gekommen war und die Menschen eines kleinen englischen Ortes an

sich gerissen hatte.[2]

Die Bewohner von Darkwater waren in die Leichenstadt gerissen worden. Bisher hatte man nichts mehr von ihnen gehört. Ihr Dorf war zum militärischen Sperrgebiet erklärt worden und wurde bewacht. Ich hatte immer gehofft, auf die Menschen zu treffen. Würde sich diese Hoffnung bald erfüllen?

»Was ist das?« hauchte Neeler.

Ich lachte leise. »Das müßten Sie doch wissen, Kapitän. Haben Sie die Stadt nicht schon gesehen?«

»Ja, zweimal.«

»Ist sie das?«

»Haargenau.«

»Na bitte. Dann haben wir sie doch.«

Er schluckte und räusperte sich. »Wir... wir stehen ja inmitten der Stadt, Sinclair. Mein Gott, das kommt alles so plötzlich. Auf einmal sind wir da. Wie war das möglich?«

»Keine Ahnung. Es kann natürlich sein, daß es hier unter Wasser eine Dimensionsverschiebung gegeben hat.«

»Und was ist die Folge?«

»Wir sind Gefangene der Leichenstadt.«

»Was sagen sie da?« Er schaute mich erstaunt und ängstlich an.
»Leichenstadt?«

»So heißt sie.«

»Dann kennen Sie die Stadt?«

»Kennen ist zuviel gesagt. Ich habe zumindest davon gehört. Sie ist übrigens über 10 000 Jahre alt, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Nein, nicht.«

»Dann lassen wir das.«

»Mann, Sinclair, Sie machen mich wahnsinnig mit Ihrer Geheimnistuerei. Was hat es mit dieser verfluchten Stadt auf sich?«

»Wahrscheinlich bekommen wir auf diese Frage eine Antwort,

wenn wir mit den Bewohnern der Stadt Kontakt gehabt haben.«

»Bewohnt ist sie auch?«

Ich grinste. »Was denken Sie denn?«

»Aber wer lebt darin?«

»Menschen, Dämonen, Geister. Rechnen Sie mit allem, Kapitän. Auch mit dem Unglaublichen.«

Er stöhnte auf. »Können Sie mir erklären, wie ich das meinen Leuten beibringen soll?«

»Nein.«

Er stierte mich an. »Sie sind vielleicht gut, Mann.«

»Es ist Ihr Job.«

Unsere Unterhaltung verstummte, denn ein Ereignis trat ein, mit dem wir fast nicht mehr gerechnet hatten.

Das Boot bewegte sich.

Zuerst gab es wieder den uns altbekannten Ruck. Dann glitten wir langsam in die geheimnisvolle Leichenstadt hinein. Dirk Neeler schüttelte den Kopf und stöhnte auf. Dabei raufte er sich noch die Haare. »Das ist doch nicht möglich!« keuchte er, »da werde ich irre...«

Jemand stieß die Tür auf. Es war der Erste Offizier. Im Durchgang blieb er stehen und starrte in die Kommandozentrale. Der von den Monitoren abgegebene Widerschein ließ sein Gesicht bleich aussehen. »Wir fahren wieder!« keuchte er.

»Ja, zum Henker.«

»Aber der Antrieb!«

Neeler wurde wütend. »Denk nicht darüber nach, Mensch, und halte die Mannschaft ruhig.«

Der Erste rührte sich nicht. Sein Blick klebte auf einem der vier Monitoren. Die Augen waren groß geworden, er sah das Bild, das die Außenkameras übertrugen, und konnte es nicht begreifen. »Was... was ist das?« flüsterte er.

»Die Stadt«, erwiderte ich kühl.

»Und jetzt geh zur Mannschaft!« zischte Dirk Neeler. »Oder soll ich dienstlich werden.«

»Ja, ja, aber man wird Erklärungen verlangen.«

»Die geben wir später.«

Der Erste nickte und verschwand.

Neeler wischte mit einem Tuch über seine schweißblanke Stirn.

»Himmel, das gibt noch eine Katastrophe. Ich werde verrückt. So etwas habe ich früher in Comics gelesen.«

»Behalten sie nur die Nerven«, sagte ich mit möglichst ruhiger Stimme.

»Wir schaffen es schon.«

»Das sagen Sie so leicht.«

»Abwarten.« Im selben Moment erschrak ich. Das Bild auf dem Monitor wurde zu einer Szene des Schreckens, denn wir fuhren direkt auf eines dieser pyramidenförmigen Gebäude zu. Größer und größer wurde es. Er wuchs vor unseren Augen in die Höhe, und wenn nicht ein Wunder geschah, würde unser Boot die Mauern der Pyramide rammen. Der Kommandant stierte sich fast die Augen aus dem Kopf. Auch er erkannte die Gefahr, und ihm erging es sicherlich viel schlimmer als mir, denn er war für das Boot und die Besatzung verantwortlich und mußte nun hilflos zusehen, wie gefährliche Kräfte mit den Menschen und dem Boot spielten.

Sekunden noch...

Der Aufprall.

Er blieb aus. Das U-Boot glitt durch die Pyramide, als wäre sie überhaupt nicht vorhanden. Das war unbegreiflich.

Neeler verstand die Welt nicht mehr. Er ließ sich stöhnend in seinem Stuhl zurücksinken. Ich reagierte da ein wenig gelassener und hob nur die Schultern, obwohl mir auch ein gewaltiger Stein vom Herzen gefallen war, das mußte ich ehrlich zugeben.

Das Boot sank!

Wir sackten zwar nicht allzu schnell in die Tiefe, doch es war wie auf einer Rutschbahn, und wir konnten den Vorgang aus eigener Kraft auch nicht stoppen.

»Wenn das so weitergeht, laufen wir auf«, flüsterte der Kapitän.

»Verflucht noch mal...«

Er hatte die Sätze kaum ausgesprochen, als es soweit war. Das U-Boot bekam Bodenkontakt.

Diesmal war der Schlag heftiger. Er schüttelte das Boot durch, das sich mit der Bugspitze zuerst in den weichen Meeresboden gewühlt hatte. Irgendwo hinter uns schepperte etwas, wir hörten erregte Stimmen, dann wurde es ruhig.

Wir aber saßen fest und waren Gefangene der unheimlichen Leichenstadt!

Mit einem heftigen Ruck sprang Neeler in die Höhe. »Bleiben Sie hier«, sagte er, »ich muß jetzt zu meinen Leuten. Die drehen mir sonst durch.«

»Ich drücke Ihnen die Daumen.«

Er lachte noch bitter, als er aus der Kommandozentrale verschwand und seine Schritte verklangen.

Ich konzentrierte mich auf den Monitor. Seltsamerweise verspürte ich keine so große Angst. Ich hatte schließlich gewußt, daß es zu einer Begegnung mit der Leichenstadt kommen würde. Nun fand sie statt, und ich verlor deswegen nicht die Nerven, sondern schaute mir alles in relativer Ruhe an. Ich war sicher, auf bekannte Dämonen zu treffen, bisher allerdings hatte sich kein Lebewesen gezeigt. Etwas allerdings war mir aufgefallen. Die Umgebung der Leichenstadt sah nicht mehr so aus wie beim ersten Kontakt, das Grün war verschwunden, auch die andere, die graue Farbe des Wassers. Statt dessen war es heller geworden, als würde selbst unter Wasser eine

Sonne scheinen.

Dieser Gedanke war faszinierend, und ich glaubte plötzlich daran, daß wir uns nicht mehr im Wasser befanden, sondern auf dem Land, in einer anderen Dimension, nämlich in der, wo man auch die Leichenstadt finden konnte. Eine etwas gewagte Hypothese, aber nicht von der Hand zu weisen, wie ich glaubte. Mit Atlantis, den Großen Alten und der Leichenstadt hatte ich schon Dinge erlebt, die man mit dem Wort unglaublich aber wahr umschreiben konnte.

Wir saßen fest, und wenn sich kein Wasser mehr um uns herum befand, konnten wir ja aussteigen.

Dieser Gedanke machte mir irgendwie Mut. Ich dachte ihn allerdings nicht mehr weiter, denn ich wurde von einer Bewegung abgelenkt. Hinter großen Steinen, die mich an gelbe Bauklötze von überdimensionalen Maßen erinnerten, lösten sich Gestalten.

Es waren vier.

Meine Augen wurden groß, die Kehle begann auszutrocknen, denn ich kannte diese Wesen.

Schon einmal hatte ich sie gesehen und auch ihre Gefährlichkeit mitbekommen. Das war in Spanien gewesen, als die vier zu einem satanischen Horror-Rock aufspielten...

»Sie heißt Jennifer Moore, ist Vollweise und lebt in einem Heim. Sie ist acht Jahre alt,« sagte Sir James Powell. »Kennen Sie die Kleine noch, Suko?«

Der Chinese überlegte, während ihn der Superintendent durch die Gläser seiner Brille scharf musterte. »Ja, ich glaube mich zu erinnern, Sir.«

»Glauben heißt nicht wissen. Sie sollten den Namen kennen, denn Jennifer Moore hat während eines Falls, den Sie erlebt haben, als einzige praktisch überlebt.«

Suko schlug sich gegen die Stirn. »Natürlich, Sir, jetzt erinnere ich

mich wieder. Darkwater, Kalifato und der geheimnisvolle Schlüssel zur Leichenstadt.«

»Genau.«

»Und was ist mit der Kleinen?«

Sir James überlegte einen Augenblick, bevor er die Antwort gab.
»Sie dreht durch, Suko. Etwas anderes kann man dazu nicht sagen. Das Mädchen spielt verrückt.«

»Wieso?«

Sir James rückte seine Brille zurecht und schaute auf die vor ihm liegenden Papiere. »Ich habe hier einen Bericht des Kinderheims vorliegen, in dem Jennifer untergebracht worden ist. Die Verantwortlichen schreiben von Anfällen, die das Kind nachts überkommen. Es schreit nach seinen Eltern, und wird es am anderen Morgen darauf angesprochen, dann sagt es immer, daß es mit ihnen Kontakt gehabt hat. Aber nicht nur das. Es berichtet auch von blauen Skeletten und seltsamen hellen Spinnen, die immer in seinen Körper krabbeln. Die Erzieher dort glauben davon kein Wort, sie legen es als Alpträume aus. Ich aber bin davon nicht so überzeugt. Sie kennen die Gründe, Suko.«

»Natürlich, Sir.« Suko dachte an Darkwater, deren Bewohner ein so schreckliches Schicksal erlitten hatten. Der kleine Ort war durch die Magie der Leichenstadt entvölkert worden, und nur ein Mädchen hatte überlebt, nämlich Jennifer Moore. Das Kind hatte sich während des magischen Ansturms in einer Kirche aufgehalten. Wahrscheinlich war es deshalb verschont geblieben.

»Was sagen Sie dazu?« fragte Sir James.

»Wir sollten der Sache unbedingt nachgehen. Vor allen Dingen interessiert mich das Gerede von den Spinnen. Sie und ich wissen, daß es sie gibt. Wir haben es erlebt, als wir den Fall an der deutschen Grenze lösten und es um das Geistergrab ging. Dort krochen die Spinnen hervor, und ich erkannte die Verbindung zur

Leichenstadt.«[3]

»Wie war das denn genau mit den Spinnen?« wollte der Superintendent wissen.

»Sie und die magischen Skelette gehörten zusammen. Die beiden bildeten eine Einheit. Die Skelette sind die Herren der Spinnen, und die Spinnen wiederum sorgen dafür, daß die Menschen, die in ihre Gewalt geraten, zu Skeletten werden. Die Skelette haben sich als Vöbotten der Großen Alten bezeichnet. Sie wollten für sie praktisch das Terrain sondieren. Wir haben die Skelette damals vernichten können, aber die Spinnen nicht. Ich schätzte, daß es Tausende, wenn nicht noch mehr von ihnen gibt.«

»In der Leichenstadt?«

»Ach ja, Sir.«

Der Superintendent spielte mit einem Füllfederhalter. »Wenn ich Ihre Antwort richtig interpretiere, dann glauben Sie, daß es die Spinnen auch außerhalb der Leichenstadt geben könnte.«

»Das wäre möglich.«

»Und Jennifer Moore?«

»Vielleicht haben sie Kontakt zu ihr aufgenommen. Wie ihre Eltern. Möglicherweise hat es durch die Spinnen eine Verbindung zwischen ihnen gegeben.«

»Sie rechnen damit, daß die Familie Moore noch lebt?«

»In diesem Falle hoffe ich es.«

Sir James schluckte. Danach nahm er einen Schluck von seinem kohlesäurefreien Wasser. »Da ist noch etwas«, meinte er, nachdem er sich die Lippen abgetupft hatte. »Darkwater, die Spinnen, die Leichenstadt auf der einen Seite. Auf der anderen steht der Auftrag Ihres Freundes John Sinclair. Sie wissen, in welcher einer Sache er unterwegs ist?«

»Ja, Sir.« Suko lächelte nach der Antwort, und Sir James erkundigte sich nach dem Grund.

»Unterwegs ist gut. John ist mit anderen in einem stählernen Sarg eingeschlossen.«

»Klar, so sehe ich es auch. Aber lassen wir das einmal beiseite. Eine seltsame Stadt ist in der Tiefe des Atlantiks aufgetaucht, das wissen wir. Nach den Beschreibungen zu urteilen, kann es sich um die Leichenstadt handeln. Ich sage bewußt kann. Ob es Reste von Atlantis sind, weiß ich nicht. Aber gehen wir davon aus, daß es sich um die Leichenstadt handelt. Nun spinnen wir den Faden mal weiter. Weshalb meldet sich Jennifer Moore ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt, wo sich John Sinclair um die Leichenstadt kümmert? Kennen Sie den Grund?«

»Nein.«

»Dann finden Sie ihn heraus.«

»Sie meinen, Sir, ich soll dem Kinderheim einen Besuch abstatten?«

»So ist es.«

»Und die Adresse?«

»Habe ich.« Sir James reichte Suko einen Zettel, auf dem er die Anschrift notiert hatte.

Suko schaute nach. Die Straße kannte er nicht, aber Sir James hatte den Stadtteil hinzugeschrieben. Das Heim lag in Paddington, wo London ein bißchen ländlicher wirkte.

»Gut, ich fahre hin«, sagte der Inspektor.

»Nehmen Sie die Harley?«

»Klar.«

Sir James lächelte. »Die werden sich wundern, einen Yard-Beamten auf einem Motorrad zu sehen.«

»Öfter mal was Neues, Sir. Wo kämen wir hin, wenn alle immer nur gleich wären?«

»Das stimmt.«

Der Chinese verließ das Büro seines Chefs und ging zurück in sein

eigenes.

Glenda hörte auf zu tippen, als Suko in das Vorzimmer trat. »Na, was hat es gegeben?«

»Ich muß in ein Kinderheim.«

»Weihnachtsmann spielen?«

»Wieso?«

»Wir haben doch bald Weihnachten, und manche Polizisten verkleiden sich als Weihnachtsmänner. Wäre doch möglich, daß auf dich das Los gefallen ist.«

»Um Himmels willen, damit habe ich nichts am Hut. Es geht um ein Mädchen, das eventuell eine Verbindung zur Geisterstadt haben könnte.«

Glendas Augen wurden groß. »Wirklich?«

»Das möchte ich ja erst herausfinden.«

»John ist im gleichen Fall unterwegs, nicht?«

»Genau. Vielleicht entdecken wir da sogar einige Parallelen. Wäre auf jeden Fall nicht schlecht.«

Der Meinung schloß sich Glenda an. Suko holte seinen Helm, zog die warme Kluft über und nickte der schwarzhaarigen Glenda zum Abschied zu. Dann fuhr er nach unten.

Über London lag ein blasser Winterhimmel. Die Temperaturen waren in den letzten beiden Tagen nach unten gerutscht, und es hatte den ersten Frost gegeben. Rauhreif bedeckte morgens die Straßen, erste Glatteisfallen bildeten sich, doch gegen Mittag waren sie längst von der Sonne weggetaut worden.

Ihre Strahlen legten einen blassen Schleier über das Häusermeer, und es sah seltsam aus, daß die Leute so winterlich gekleidet waren. Mit der Harley kam Suko besser voran als mit dem Wagen. Er hätte auch den Bentley nehmen können, doch die frische, wenn auch kalte Luft gefiel ihm besser.

In Paddington fuhr er am Bahnhof vorbei. Soviel er wußte, mußte

das Kinderheim nicht weit davon entfernt liegen. Als er die Harrow Road weiter nach Norden fuhr und den Komplex des Paddington Hospitals sah, mußte er rechts ab.

Die Straße war schmal, und er entdeckte auch das Hinweisschild auf das Kinderheim.

Bäume säumten die Fahrbahn. Der Weg führte bergauf, beschrieb eine Kurve, und Suko sah das Gebäude vor sich.

Man hatte die Umgebung nett gestaltet. Rasenflächen umgaben das Haus. Die Grenzen des Grundstücks wurden durch sorgfältig gestutzte Hecken markiert. Es gab auch einen Parkplatz, den Suko mit seiner Harley ansteuerte.

Das Heim war im Bungalowstil erbaut worden. Zwei Kästen standen praktisch aufeinander, wobei der untere sich in der Größe von dem oberen deutlich unterschied. Eine sehr breite Treppe führte zu den Glastüren des Eingangs hoch, hinter dem Suko eine Frau in Schwesterntracht erkannte.

Auch die Frau hatte ihn gesehen, drehte sich um, öffnete die Tür, lächelte und schaute den Chinesen dabei fragend an. Suko stellte sich vor.

»Ah, Sie sind der Mann von der Polizei.«

»Sehr richtig.«

»Ich bin Schwester Bonifatia. Bitte, treten sie doch näher.«

Suko putzte sich die Schuhe ab, betrat den Vorraum, wo ein Weihnachtsbaum stand, und fragte: »Leitet Ihr Orden das Heim hier?«

»Ja und nein. Wir würden es ohne Hilfe nicht schaffen, denn wir sind einfach zu wenige Schwestern. Wir haben junge Leute, die uns als Erzieher unterstützen.«

»Ich finde es gut, daß es so etwas gibt.«

»Ja, in der heutigen Zeit denken die Menschen zu sehr an sich. Aber Sie wollen sicherlich die kleine Jennifer sehen. Bitte, kommen sie

mit, Mr. Suko.«

In den Empfangsraum mündete ein Gang. Er führte auch um die Ecke. Seine Wände waren mit den Bildern geschmückt, die die Kinder gezeichnet hatten. Suko wunderte sich darüber, daß er keinen Lärm hörte. Als er die Schwester darauf ansprach, da lachte sie. »Wissen sie, Inspektor, wir haben Essenszeit. Da werden die hungrigen Mäuler gestopft.«

»Das sehe ich ein.«

»Die kleine Jennifer haben wir in einen Extraraum gelegt. Sie konnte mit anderen Kindern nicht zusammen sein, es wäre ein zu große Gefahr für sie gewesen.«

Suko nickte.

An der rechten Seite wich die Mauer einer Glaswand. Durch die konnte man in den Park schauen, wo Klettergeräte standen und ein Sandkasten aufgebaut war. Sogar einen Fahrradschuppen sah der Chinese. Vor der zweitletzten Tür blieb die Schwester stehen, holte einen Schlüssel hervor und öffnete.

»Bitte, Sir, treten Sie ein.«

Suko nickte dankend.

Ahnungslos trat er über die Schwelle und blieb nach einem Schritt, wie vor eine Wand gelaufen, stehen. Seine Augen wurden groß, er glaubte sich in einen Alptraum versetzt.

Das Zimmer hatte sich verändert.

Über dem Bett, dem kleinen Tisch mit dem Spielzeug, dem Schrank und den Regalen lag ein grüner Schein. Er erfüllte den Raum bis in den letzten Winkel. Jennifer Moore saß aufrecht im Bett. Und um sie herum krochen hunderte von hellen Spinnen...

Ich konnte mich noch sehr gut an die vier erinnern. Sie waren aus der Tiefe des Meeres gekommen, als Verboten der Großen Alten, und sie hatten in Spanien einen wahren Horror entfesselt. Damals

war noch Jane Collins mit in den Fall hineingezogen worden, und ich dachte sofort an den geheimnisvollen alten Totenbrunnen, der der Zugang zur Leichenstadt war.

Durch diesen Brunnen waren die vier damals verschwunden, und eine Amerikanerin namens Doreen Delano hatten sie mitgenommen. Ich war mir bewußt gewesen, daß ich die vier wiedersehen würde, doch als es nun soweit war, versetzte es mir doch einen Schock. In einer Reihe kamen sie näher.

Da schritt ganz links außen der Sänger der damaligen Gruppe. Es war der Dämon mit dem Flammenschädel. Seine Haare sahen feurigrot aus. Man konnte aus der Ferne meinen, es tatsächlich mit Feuer zu tun zu haben, bis man dann die Wahrheit entdeckte. Sein Kopf wurde von Flammen umlodert wie auch jetzt.

Neben ihm schritt das Wesen, das in der Rockband den Gitarristen gemimt hatte. Es sah normal menschlich aus, hatte blondes Haar, nur besaß es eine durchsichtige Haut, hinter der ich grüne Knochen entdeckte. Praktisch ein grünes, mit Haut überzogenes Skelett. Den dritten im Bunde konnte man als den Gesichtslosen bezeichnen. Bei ihm fehlten Nase, Mund und Ohren. Dafür war sein Körper mit einem Fell bedeckt, das türkisfarben schimmerte. Er trug auch heute eine dunkle Brille, und sein Haar schimmerte rötlichblond.

Blieb der letzte. Eine Mutation zwischen Mensch und Raubtier. Dazu schillerte er schwarz, als hätte man ihn noch mit einer Lackfarbe überstrichen. Besonders fielen die roten, glühenden Augen auf, die mich an Kohlestücke erinnerten. Sein Gebiß war gefährlich, und es schimmerte weißlichgelb.

Das waren sie also, die Hüter der Leichenstadt, und sie kamen, um mich in Empfang zu nehmen.

Es fiel bei diesem Augenblick schwer, ruhig zu bleiben, denn ich wurde zu sehr von der Erinnerung übermannt. Und ich mußte auch mit der Tatsache fertig werden, daß ich mich endgültig in der

geheimnisvollen Leichenstadt befand. Davon biß keine Maus den Faden ab. Sie waren nicht allein gekommen. Hinter den Monstren lösten sich Menschen aus den Deckungen der seltsamen, tempelartigen Häuser. Menschen, die ich kannte.

Die Bewohner von Darkwater.

Mein Herzschlag beschleunigte sich noch mehr. Also lebten sie noch. Aber konnte man das überhaupt noch als Leben bezeichnen? Kaum, denn sie sahen nicht mehr so aus wie früher.

Schon in Darkwater war mir nach der Attacke aus dem Rachen des Dämons Kalifato die grüne Haut dieser Menschen aufgefallen. Und daran hatte sich nichts geändert. Nach wie vor schimmerte die Haut in dieser Farbe. Sie schien mir an Intensität sogar noch zugenommen zu haben. Auch der Ausdruck ihrer Gesichter hatte sich verändert. Er erinnerte mich an den von Marionetten, ohne Gefühl, abweisend wirkend, als hätten Seele und Körper ihre Einheit aufgegeben. Die Menschen sahen gespenstisch aus.

Das genau war der richtige Ausdruck.

Obwohl noch nichts passiert war, wurde ich ein beklemmendes Gefühl nicht los. Diese Männer, Frauen und Kinder lebten nicht mehr im eigentlichen Sinne, sie vegetierten, und sie gehorchten den Befehlen eines anderen.

Wer war es? Wer schwang sich hier zum Herrscher der Leichenstadt auf? Kalifato? Ich war sicher, daß ich bald darauf eine Antwort finden würde.

Erst einmal mußte ich abwarten.

Dann kehrte der Kapitän zurück. Er war aufgeregt, hatte Schwierigkeiten mit der Atmung und wußte nicht, was er sagen sollte. Aber er schaute auf den Monitor.

Sein Stöhnen war echt. Mit taumelnden Schritten wankte er zurück, denn er sah auf dem Bildschirm nicht nur die seltsamen Gestalten, sondern auch, daß wir festgelaufen waren.

»Jetzt ist es aus«, hauchte er und ließ sich auf einen der Drehstühle fallen.

»Werfen Sie die Flinte immer so rasch ins Korn?« fragte ich den Kapitän.

Er hob die Arme und ballte die Hände zu Fäusten. »Was soll ich denn machen?«

»Zumindest nicht den Lebensmut verlieren«, erwiderte ich, ohne ihn anzuschauen, weil sich meine Blicke starr auf den kleinen Monitor richteten.

Was uns die Kameras zeigten, ließ auch mich meinen Optimismus vergessen, und ich gab auch keine Antwort, als Neeler von dem Wasser sprach.

»Es ist weg«, flüsterte er, »verflucht, es ist weg...«

Dafür hatten uns die Bewohner der Leichenstadt eingekreist. Der Ring um das auf dem Trockenen liegende U-Boot war so dicht gezogen worden, daß die Gestalten, wenn sie ihre Arme ausstreckten, die Außenhaut berühren konnten. Was würde geschehen?

Plötzlich sprang der Kapitän auf. Er hob dabei die Arme und preßte seine Hände links und rechts gegen den Kopf. Sein Gesicht verzerrte sich. Ich schnappte mir die Lampe und leuchtete ihn an. Seltsam grau sah seine Haut aus. In den Augen loderte die Angst, dann beugte er sich vor, blieb anschließend steif sitzen und schien zu lauschen.

»Ist was geschehen?« fragte ich.

Er gab mir keine Antwort. Nur sein Verhalten stellte mich vor ein Rätsel. Plötzlich sprach er. Abgehackt und zischend drangen die Worte über seine Lippen. »Wir... wir müssen aussteigen. Wir sollen sofort das Boot verlassen. Man befiehlt es mir.«

»Wer?«

»Ich weiß es nicht.« Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, als er kehrtmachte und ging.

Ich hörte ihn im Boot schreien. Er rief seine Leute zusammen, die keinen Blick nach draußen werfen konnten, denn das U-Boot besaß keine Fenster. Der einzige Sichtkontakt war nur über die vier Monitoren in der Zentrale möglich.

Ich hielt mich zurück. Sollte die Besatzung das U-Boot ruhig verlassen, ich wollte als letzter von Bord gehen. Mein Blick blieb weiterhin auf die Monitoren gerichtet. Noch hatte sich außen nichts verändert, ich aber rechnete damit, jeden Augenblick die Männer der Besatzung zu sehen, wenn sie vor der Außenwand des Bootes heruntersprangen. Mein Gott, was mußten sie denken und fühlen, wenn sie entdeckten, daß sich um sie herum kein Wasser befand. Als ich daran dachte, wurden meine Handflächen feucht.

Dann sah ich die ersten Männer. Sie waren zu Boden gesprungen, blieben dort stehen und schauten sich scheu um. Auf ihren Gesichtern las ich das Staunen und Nichtbegreifen dieser augenblicklichen Lage. Nacheinander verließen sie das Boot, blieben zusammen, und als letzter sprang der Kapitän. Ich aber blieb.

Gespannt beobachtete ich weiter. Die vier Hüter der Leichenstadt hatten sich vor den Männern aufgebaut. Leider wurde kein Ton übertragen, so konnte ich nicht hören, was sie sprachen. Angenehme Dinge waren es sicherlich nicht.

Die Männer wechselten Blicke. Sie schauten auch zu den ehemaligen Bewohnern von Darkwater hin, die sich im Hintergrund aufhielten und nichts taten.

Dafür trat der Erste Offizier vor. Er redete heftig auf das Monstrum mit dem Flammenschädel ein, gestikulierte dabei mit beiden Händen, und mir schwante Schlimmes.

Ich sollte die Bestätigung sehr rasch bekommen. Die vier Hüter der Leichenstadt ließen nicht nur nicht mit sich spaßen, sondern auch nicht mit sich reden. Was der Erste von sich gegeben hatte, gefiel dem Flammenschädel überhaupt nicht. Plötzlich loderte es auf

seinem Kopf.

Der Erste riß noch seinen Mund auf, das Gesicht verzerrte sich, er hob die Arme als Deckung, aber er war nicht schnell genug, die Flammen erwischten ihn.

Die Wände des U-Boots waren so dick, daß ich die Schreie des Mannes nicht hörte. Daß er schrie, daran glaubte ich fest, denn ich sah es an seiner Mimik. Mir präsentierte der Monitor jedes Detail in einer erschreckenden Lautlosigkeit, und ich bekam mit, wie der Erste Offizier zu einem Flammenbündel wurde.

Innerhalb von Sekundenschnelle verbrannte er. Als das Feuer zusammensank, blieb etwas zurück, womit wohl keiner der Menschen gerechnet hatte. Ein Skelett!

Es stand zwischen den vier Hütern der Leichenstadt und der Besatzung. Normalerweise fällt ein Skelett um, wenn es auf den eigenen Knochenbeinen stehen soll.

Das des Ersten jedoch nicht. Es blieb stehen und nahm allmählich eine andere Farbe an.

Meine Augen wurden groß, als ich das sah. Dieses türkisfarbene Leuchten hatte ich schon einmal am Todessee gesehen. Damals kämpften Suko und ich gegen das magische Skelett, das den Schlüssel zur Leichenstadt besaß. Es war ein Kristallstab. Ich mußte auch an das Mädchen denken, das Karen White geheißen hatte und ebenfalls zu einem Skelett geworden war.

Die Rache der Leichenstadt war fürchterlich. Mir wurde angst und bange, wenn ich an die schreckliche Magie dachte, die hier überall versteckt lauerte.

Noch befand ich mich in einer guten Position: Ich würde den Teufel tun und das Boot verlassen, nein, ich hatte Zeit, um mir meine Reaktionen vorher genau zu überlegen.

Die anderen Männer hatten die Vernichtung oder Umwandlung ihres Ersten Offiziers miterlebt. Wer konnte das Grauen beschreiben, das

sich auf ihre Gesichter gelegt hatte, und als sich das Skelett in Bewegung setzte, um zu den vier Dämonen zu gehen, da gab es nicht wenige, die ihre Hände vors Gesicht hielten.

Ich suchte mir den Kapitän hervor und beobachtete ihn. Dirk Neeler war zu einem alten Mann geworden. Grau und eingefallen präsentierte sich sein Gesicht. Mir kam es vor, als hätte die Angst tiefe Spuren in seine Haut gegraben.

Ich wußte nicht, was die vier Dämonen mit den Menschen vorhatten, hoffte jedoch, daß es ihnen nicht so erging wie dem Ersten Offizier. Sie wurden abgeführt. Fast wie auf dem Exerzierplatz machten sie kehrt, und man wies ihnen die Richtung an.

Sie gingen dorthin, wo sich auch die großen Steine befanden. Diese viereckigen Quader, die als gewaltige Klötze oder Würfel ohne Zahlen vom Boden abstachen.

Ich wartete. Der Monitor zeigte mir die Bewegungen der Menschenschlange genau an.

Auch als sie zwischen den Steinen verschwunden waren, rührte ich mich nicht. Die Bewohner aus Darkwater blieben ebenfalls nicht in der Nähe des Bootes. Sie verschwanden auch.

Ab jetzt hieß es warten.

Zeit war für mich unwichtig geworden. Ich wußte überhaupt nicht, ob sie in dieser Dimension existierte, denn wir hatten ja, ohne es zu bemerken, eine Dimensionsgrenze überschritten. Ob ich in der Zukunft, Gegenwart oder Vergangenheit gelandet war, das spielte keine Rolle mehr. Für mich zählte nur die Rettung der Menschen, und damit war auch die Suche nach einer Rückkehr aus der Leichenstadt verbunden. Ich kannte das U-Boot inzwischen. Da mich der Durst übermannte, verließ ich den Kommandoraum und betrat die Kombüse. Schon beim ersten Blick wurde ich an das Märchen Dornröschen erinnert. Alles stand noch so, wie der Koch es verlassen hatte. Nur die schlafenden Menschen fehlten.

Auf dem Herd sah ich einen Topf mit geschälten Kartoffeln, das Fleisch lag ebenfalls bereit und auch das Gemüse. Die Möhren sollten geschält werden.

Saft fand ich im Kühlschrank. Ich trank ihn aus der Flasche, stellte sie wieder weg und drehte mich um, weil ich die Kombüse verlassen wollte.

Gehört hatte ich zuvor nichts, doch nun fiel mir das Schaben auf. Mein Blick traf den Boden, und ich hatte das Gefühl, in einem schlechten Film zu sein, denn das, was dort durch die schmale Tür krabbelte, waren zahlreiche weißgelbe Spinnen...

Schwester Bonifatia bekam vor Schreck große Augen und zuckte auch zusammen, als Suko die Tür zuhämmerte. »Was ist los? Weshalb gehen Sie nicht in das Zimmer?«

Der Inspektor verkniff sich eine schnelle Antwort. Er legte seine Stirn in Falten, als er die Frau anschaute. »Wissen Sie, ich habe es mir anders überlegt.«

Die Schwester hatte blaue Augen. Ihr Gesicht schimmerte leicht rosig. Der Blick war bisher freundlich gewesen, jetzt allerdings stahl sich Ärger hinein. Ein wenig scharf formulierte sie die Erwiderung. »Wissen Sie, bisher hatte ich immer Respekt vor der Polizei. Mochten die anderen auch darüber schreiben, was sie wollten. Nun habe ich selbst erlebt, daß ich von einem Polizisten, dazu noch Scotland Yard-Beamten, angelogen werde. Das finde ich ungeheuerlich. Ist etwas mit dem Kind? Wenn ja, sagen sie es!«

»Haben Sie hier im Heim schon einmal Spinnen gesehen?« Suko ging nicht auf die Frage ein.

»Natürlich. Wer hat das nicht? Im Sommer und vor allen Dingen im Herbst weben die Spinnen sehr oft ihre feinen Netze. Ich bewundere ihre Technik immer...«

»So meine ich das nicht«, erklärte Suko. »Ich dachte da an andere

Spinnen.« Er breitete Daumen und Zeigerring aus. »Ungefähr so groß und von einer graugelben Farbe.«

Zuerst hatte die Schwester gelächelt. Dann zerfaserte dieser Ausdruck. Sie schüttelte den Kopf und erkundigte sich mit sehr weltlichen Worten, ob sie hier auf den Arm genommen werden sollte.

»Nein, das nicht. Meine Frage ist schon berechtigt, Schwester.«

»Was Sie mir allerdings erklären müßten«, sagte die Schwester sofort.

»Später vielleicht, denn...«

Jetzt hören Sie mal auf zu reden und lassen Sie uns handeln. Resolut schob die Schwester den Inspektor zur Seite und faßte nach der Türklinge. Suko hätte sie vielleicht noch wegstoßen können, aber er brachte es einfach nicht fertig. Dafür rutschte seine Hand, als die Schwester die Tür aufstieß, unter die Jacke, wo er den Griff der mit Silberkugeln geladenen Beretta umfaßte. Er drehte sich und schaute an der Schulter der Schwester vorbei in das Zimmer.

Es war völlig normal!

Suko verstand die Welt nicht mehr. In dem Bett lag die dunkelhaarige Jennifer Moore. Zugedeckt bis zum Hals, und es hielt sich auch keine einzige Spinne mehr im Zimmer auf.

»Hallo, Jennifer«, sagte Schwester Bonifatia, »geht es dir gut, meine Kleine?«

»Ja, Schwester, ja...«

Zwischen Bett und Tür blieb die Frau stehen und drehte sich um. Sie schaute Suko an, wobei sie den Kopf schüttelte. »Tut mir leid, Inspektor, aber ich sehe hier keinen Grund für Ihre etwas seltsame Reaktion.«

»Ich auch nicht«, gab der Chinese zu.

»Und trotzdem haben Sie fluchtartig kehrtgemacht.« Sie dachte nach und legte dabei ihren Finger gegen die Stirn. »Zudem haben Sie mir

etwas von Spinnen erzählt. Haben Sie hier eine Spinne gesehen?« Sie schaute sich um, wobei sie sich im Kreis drehte.

Eine? wollte Suko fragen, doch er behielt es lieber für sich. Niemand hätte ihm geglaubt. Zudem wußte er selbst, wie es kam, daß die Spinnen so plötzlich verschwunden waren. Da mußte irgend etwas vorgefallen sein, während er sich draußen vor der Tür mit der Schwester unterhalten hatte.

»Wenn Sie wollen, können Sie jetzt mit dem Kind reden. Sie erlauben doch, daß ich dabeibleibe?«

»Selbstverständlich«, sagte Suko, nickte, holte sich einen Stuhl und nahm neben dem Bett Platz.

Jennifer schaute ihn aus großen, dunklen Augen an. Sie lächelte sogar ein wenig. Ihre Lippen allerdings waren ebenso blaß wie die übrige Gesichtshaut. Das Mädchen schien krank zu sein.

Auch Suko lächelte, während er fragte: »Erkennst du mich noch, Jennifer?«

»Wer bist du denn?«

»Ich war doch mit John Sinclair in Darkwater. Wir haben uns getroffen, nachdem du aus der Kirche gekommen bist.«

Die Kleine überlegte so intensiv, daß sie ihre Stirn in Falten legte.

»Denk mal genau nach«, sagte Suko.

»Du hast ihn gehauen«, sagte sie plötzlich.

Suko zuckte zusammen. Ja, da hatte Jennifer recht gehabt. Er hatte seinem Freund tatsächlich einen Schlag auf den Schädel gegeben, denn Suko war ebenfalls in den Bann dieses grünen Strahls geraten. Nur John Sinclair nicht, da ihn das Kreuz schützte.

»Nun bin ich da, um dir zu helfen, Kleine«, erklärte Suko.

Jennifer schaute ihn prüfend an. Hinter ihrer kleinen Stirn arbeitete es. Dann schüttelte sie den Kopf. »Du bist nicht deshalb gekommen.«

»Weshalb dann?«

»Um mich mitzunehmen.«

»Wohin sollte ich dich mitnehmen?«

»Zu meinen Eltern, die mich immer nachts besuchen.«

»Wirklich?« Jetzt wurde es interessant, und Suko hoffte, daß Jennifer auch weitererzählte. »Siehst du sie dann in deinem Zimmer, kleine Jenny?«

»Sie kommen durch den grünen Strahl, und sie bringen mir immer etwas mit.«

»Was denn?«

Die Kleine begann zu lächeln, bevor sie sagte: »Spinnen!«

Das war selbst für Suko eine Überraschung, denn mit dieser Antwort hätte er nicht gerechnet. Er drehte den Kopf und warf der Schwester einen raschen Blick zu.

Die Frau nickte. »Es ist eben ihr Traum«, erklärte sie. Suko beließ es bei dieser Antwort, obwohl er an einen Traum nicht so recht glauben wollte.

»Und was machen deine Eltern, wenn sie bei dir sind?« wandte sich der Inspektor wieder an das Mädchen.

»Sie erzählen von einem anderen Land.«

»Wie heißt es denn?«

»Ich weiß es nicht, Sir. Den Namen haben sie nie gesagt. Aber da ist alles anders. Da gibt es ein grünes und ein blaues Licht, das alles einhüllt. Und da gibt es seltsame Menschen mit flammenden Haaren und viele, viele Spinnen...«

Was sich wie die Phantastereien eines kranken Kindes anhörte, dem maß Suko sehr viel Ernst bei. Er wußte, daß es die Wesen mit den Flammenschädeln gab, er wußte auch über das grüne Licht Bescheid, schließlich hatte er es selbst in diesem Zimmer gesehen, und über die Spinnen brauchte Jennifer erst gar nichts zu sagen. Suko hatte mit ihnen am Geistergrab unangenehme Erfahrungen gemacht. Die Aussagen des Mädchens waren wie Steine. Fügte man sie zusammen, ergab sich ein Mosaik, das man mit dem Titel Leichenstadt

umschreiben konnte. Jennifer mußte Kontakt zu dieser Stadt haben, und Suko wollte herausfinden, welchen.

»Was haben deine Eltern denn sonst noch erzählt?« fragte er weiter.

Jennifers Blick glitt ins Leere. »Sie wollen nicht mehr in dem Land bleiben«, sagte sie plötzlich. »Sie haben Angst. Sie wollen fliehen.«

»Wie denn?«

»Sie besuchen mich ja immer.«

»Dann stehen Sie bei dir im Zimmer.«

»Klar.«

»Ich glaube, Inspektor, es reicht jetzt!« mischte sich die Schwester ein und kam an das Bett. Sie hatte die Hände aufeinandergelegt, den Blick gesenkt und schaute in das Gesicht der kleinen Jennifer. »Wenn du hübsch schläfst, dann wirst du morgen sicherlich wieder mit den anderen Kindern spielen können.«

»Darf ich das wirklich,« fragte sie freudig.

»Ja, sehr gern.«

»Toll, Schwester. Komm, gib mir einen Kuß!«

»Gern, mein Schatz.« Die Schwester beugte sich zu dem Mädchen hinunter. Suko stand inzwischen auf, rückte den Stuhl zur Seite und vernahm den Aufschrei der Schwester.

Blitzschnell drehte er sich um.

Die Ordensfrau hatte sich wieder aufgerichtet und die linke Hand vor ihren Mund gepreßt. Als sie die Finger jetzt zur Seite nahm, sah Suko das Blut an ihrer Hand.

»Was ist geschehen?«

Die Schwester lächelte. »Ich... ich war wohl ein wenig heftig. Jennifer hat mich gebissen.«

Suko schaute auf das schwarzhaarige Mädchen. Es lag im Bett und lächelte. Wie ein kleiner Engel, doch der Chinese ließ sich nicht täuschen. Hinter Jennifer steckte ein Geheimnis, und er würde alles daransetzen, um es herauszufinden. Nur konnte er schlecht mit der

Schwester darüber reden, sie würde ihn nicht verstehen.

»Es wird wohl Zeit, Inspektor. Lassen Sie uns gehen! Bitte...«

Suko nickte. Er und die Schwester verließen das Zimmer. An der Tür warf der Chinese noch einen letzten Blick zurück. Jennifer lag wie zuvor flach im Bett. Etwas jedoch hatte sich bei ihr verändert.

Die Lippen standen offen. Und zwischen ihnen hervor kroch eine der gefährlichen Spinnen...

Ich biß die Zähne so hart aufeinander, daß es knirschte. Spinnen! Die hatten mir noch gefehlt. Ich konnte sie nicht zählen. In einer Reihe krochen sie durch die offene Tür, und es wurden immer mehr, denn sie hatten das U-Boot inzwischen erobert.

Wenn ich noch etwas retten wollte, dann mußte ich die Kombüse so rasch wie möglich verlassen. Wenn es den Spinnen einmal gelang, zuzubeißen, sah es für mich übel aus. Die kleinen Wesen verspritzten ein Gift, das Menschen in Skelette verwandelte, ähnlich wie der Todesnebel des Solo Morasso.

Sie kamen noch immer in der langen Reihe. Manche von ihnen hatten es eilig, drückten sich vor und schoben sich über ihre Artgenossen, wobei ihre Panzer aufeinanderschabten und ein beständiges Rascheln erzeugten. Die ersten Spinnen zertrat ich einfach.

Im Licht der Taschenlampe sah ich diese breit, sich bewegende Schnur, und als die Anführer mir zu nahe gekommen waren, hieb ich meine Absätze nach unten.

Die widerlichen Tiere zerknackten wie Nüsse.

Sie lösten sich auf in einen feinen, mehligten Staub, der harmlos zurückblieb und nichts davon ahnen ließ, aus welchem Material die Spinnen einmal bestanden hatten.

Aber ich konnte nicht immer nur treten. Irgendwann würde es den dämonischen Biestern gelingen, sich an mir festzubeißen, und dann

rettete mich niemand mehr.

Also dachte ich mir eine andere Möglichkeit aus. Ich nahm mein Kreuz. Die Kette klemmte ich zwischen Daumen und Zeigefinger, ließ das Kreuz durchhängen, bückte mich dabei und führte es schwingend gegen die Reihe der Spinnen.

Als die erste Berührung erfolgte, reagierten die Spinnen bereits. Plötzlich zuckten Blitze auf. In einem irren Muster wischten sie über die Körper, trafen auch, zerrissen sie, und die widerlichen Spinnen wurden zu Staub.

Der Weg zum Ausgang war plötzlich nicht mehr so verstopft. Ich beeilte mich, zertrat auch die Spinnen und verließ die Kombüse. Im Strahl der Lampe sah ich die anderen dämonischen Tierchen. Sie hatten sich allerdings nicht nur im Gang verteilt, sondern auch von den übrigen Räumen des U-Boots Besitz ergriffen. Da die Türen offenstanden, konnte ich sie gut erkennen, wenn ich in die kleinen Kammern hineinleuchtete. Ein widerliches Gekrabbel und Gewimmel bot sich meinen Augen. Ich schüttelte mich, als würden selbst Spinnen über meinen Rücken laufen.

Da ich in den letzten beiden Tagen das U-Boot einer gründlichen Inspektion unterzogen hatte, war es einfach, den Weg zum Ausstieg zu finden. Dort befand sich auch das Sehrohr. Als ich den Raum erreichte, sah ich mich umgeben von einer Mischung aus hochqualifizierter Technik und dämonischer Spinnen.

Die Ausstiegsklappe stand offen. Über mir sah ich den Himmel. Licht fiel nach unten. Ich benötigte die Lampe nicht mehr, schaltete sie aus und steckte sie weg.

Die Spinnen ließen sich kurzerhand fallen. Sie kippten über den Rand der Luke, prallten zu Boden, überschlugen sich dort und krabbelten blitzschnell weiter.

Ich mußte an ihnen vorbei.

Das Kreuz hielt ich in der Hand. Bevor ich mich an den Aufstieg

machte, zertrat ich noch einige Spinnen, packte dann die erste Sprosse und machte mich so dünn wie möglich, als ich mich die schmale Leiter hinaufschob. Vor und neben mir fielen die Spinnen zu Boden. Ein paar streiften mich auch, ich schlug mit dem Kreuz danach, traf sie, und die Tierchen vergingen.

Es war gut, daß hier die Magie des Kreuzes wirkte. Trotzdem gelang es zwei Spinnen, sich an meiner Kleidung festzuklammern. Sie würden sich auch durchbeißen.

Für einen Moment stockte mir der Atem. Dann brachte ich den Arm herum und berührte sie schnell hintereinander mit dem geweihten Kruzifix, so daß sie zu Staub wurden.

Die Gefahr hatte ich gebannt.

Schweißnaß und am gesamten Körper zitternd schob ich meinen Kopf durch den Ausstieg.

Warme Luft traf mich.

Ich schüttelte den Kopf, kletterte schnell auf das Boot und lief geduckt einige Schritte in Richtung Bug vor. Die Spinnen kamen von der Heckseite, und sie schienen aus dem Sand zu kriechen, in dem auch der stählerne Leib des U-Boots lag.

Ich sprang.

Die Distanz war nicht mal so gering, doch der Sand dämpfte meinen Aufprall. Ich wurde nach vorn gedrückt, fing mich wieder und stand. Die erste Hürde hatte ich genommen. Nun konnte ich nur hoffen, daß man mich noch nicht entdeckt hatte.

Wo befanden sich die Menschen?

Das war im Augenblick die wichtigste Frage für mich. Noch nie hatte ich mich in der Leichenstadt befunden. In ihr gab es sicherlich zahlreiche Verstecke, wer wußte das schon zu sagen, aber einen Hinweis bekam ich. Es waren die Spuren im Sand.

Wenn ich ihnen folgte, mußten sie mich auch an das Versteck der Menschen bringen.

Sie waren Gefangene.

Und wie ein Gefangener kam auch ich mir vor. Ehe ich mich in Bewegung setzte, riskierte ich erst einmal einen Rundblick. Ich wollte dabei auch etwas von der Atmosphäre dieser Leichenstadt schnuppern. Sie schien wirklich ausgestorben zu sein. Außer der Spinnenarmee sah ich keine Lebewesen, es blieb ruhig, und die Stille war für mich beklemmend.

Überhaupt konnte man die Atmosphäre mit diesem Wort umschreiben. Obwohl es hell war, produzierte diese Helligkeit jedoch Schatten. Es war ein seltsames Licht. Ich hatte noch nie zuvor so eins gesehen, und es stammte von einer grauen Sonne ab, die allerdings noch in ihrem Innern weißlich schimmerte.

Ihre Strahlen wärmten, waren aber nicht zu heiß.

Das Licht, so klar es mir auch schien, war gleichzeitig düster, trotzdem traten die Konturen der Häuser und Felsen scharf und markant hervor. Dahinter wuchs ein gewaltiges Gebirge in die Höhe. Vielleicht kamen mir die zackigen Berge auch nur so hoch vor, weil ich sehr nahe dabeistand. Die Häuser, wenn ich sie mal als solche bezeichnen darf, standen drohend und schweigend. Manche waren durch Brücken verbunden, aber auch dort ließ sich niemand sehen.

Die Leichenstadt schwieg...

Und dabei barg sie so zahlreiche Geheimnisse. Sie stand mit den Großen Alten in unmittelbarer Verbindung. Wahrscheinlich war einer von ihnen Kalifato, ihr König.

Auch er ließ sich nicht sehen.

Ebenfalls nicht der grüne Strahl, den ich ja zur Genüge kannte und der eine so große Gefahr in sich barg.

Wenn die Menschen nicht gewesen wären, hätte ich mich mehr in der Leichenstadt umgeschaut. So aber beschloß ich, den Spuren zu folgen. Ich wußte auch nicht, ob man mich nicht schon längst entdeckt hatte. Es war durchaus möglich, daß ich beschattet wurde, doch

daran wollte ich nicht denken. Es hätte mir sonst den Mut genommen. Ich machte mich an die Verfolgung der Spuren.

Sie führten dorthin, wo ich auch die hohen Quadersteine gesehen hatte. Ähnlichkeit mit den Flammenden Steinen, denen Kara und Myxin so viel Bedeutung beimaßen, hatten sie nicht. Weder von der Form noch vom Aussehen her. Die Steine sahen sandgelb aus und hatten feine graue Einschlüsse.

Eine Geometrie oder Ordnung erkannte ich nicht. Sie schienen wahllos in die Gegend geworfen worden zu sein, und ich wußte auch nichts über ihren Zweck.

Als mich der Weg zwischen sie führte, kam ich mir wie ein Zwerg vor, wenn ich an ihnen hoch schaute.

Nachdem ich sie passiert hatte, blieb ich überrascht stehen. Bisher war mir der Blick durch die Steine auf den pyramidenartigen Bau verwehrt gewesen, nun lag er vor meinen Augen, und ich blieb beeindruckt stehen.

Das Bauwerk hatte nicht die Form einer ägyptischen Pyramide, dazu war es zu flach, aber es konnte sein, daß die alten Ägypter ihr Wissen um den Pyramidenbau irgendwie von hier erfahren hatten. Sei es durch Überlieferungen oder Legenden. Es interessierte mich im Augenblick auch nicht, die Pyramide selbst war wichtiger.

Zu ihrer Spitze führten sehr breite Treppen hoch. Auf eine Treppe konnte ich direkt schauen. Von den beiden an den Seiten sah ich nur Ausschnitte, und ob sich an der Rückseite der Pyramide eine Treppe befand, wußte ich nicht. Sie war von meinem Standort aus nicht zu sehen, ich nahm es allerdings an.

Die Spuren führten geradewegs auf die erste Treppe zu. Mir blieb nichts anderes übrig, als diesen Weg ebenfalls zu gehen. Ich setzte mich vorsichtig in Bewegung und erreichte schon wenig später den blassen Schatten, der von dieser Pyramide auf den sandigen Boden geworfen wurde.

Nach Verfolgern oder irgendwelchen Beobachtern hielt ich vergeblich Ausschau. Man ließ mich in Ruhe.

Noch...

Auch die Spinnen kamen nicht. Sie kümmerten sich um das U-Boot, an das ich wieder erinnert wurde, als ich den plötzlichen Krach hörte und sofort herumfuhr.

Meine Augen weiteten sich vor Schreck, im Magen spürte ich ein drückendes Gefühl, denn den Spinnen war es tatsächlich gelungen, das Wunderwerk der Technik zu zerstören.

Der Bug des Bootes war zusammengefallen. Das Sekret, das die Spinnen absonderten, schien nicht nur auf die menschliche Haut verheerend zu wirken, sondern auch das Metall.

Am Bug ragte nur noch ein trostloses Gerippe aus dem Sand. Ich schluckte hart. Mit der Zerstörung dieses Boots war mir auch eine Hoffnung genommen, obwohl es an sich Unsinn war, denn wir wären sicherlich nicht mehr damit weggekommen, trotzdem war das Boot so etwas wie ein Anker für mich gewesen, der Rest aus meiner Welt in einer fremden, grausamen.

Jetzt war ich wirklich völlig auf mich allein gestellt. Trübe Gedanken wollten mich überschwemmen. Nur mühsam gelang es mir, sie zu unterdrücken. Was nutzte die Erinnerung an Vergangenes, für mich zählten die Gegenwart und die Zukunft.

Beides konnte ich auf einen Nenner bringen, und der hieß: die Pyramide!

Ein großes Geheimnis umgab die Leichenstadt. Das wußte ich, aber ich wußte nicht, welches es war. Ich hatte in der Vergangenheit Spuren sammeln können, Hinweise bekommen, da brauchte ich nur an den Kristall, den Schlüssel zur Leichenstadt, zu denken und gleichzeitig an all die Fragen, die noch offenstanden.

Würde mir die Pyramide wenigstens einen Teil der Antworten darauf geben?

Vor der großen Treppe blieb ich für einen Moment stehen. Ich fuhr mir mit der Hand durch das Gesicht, spürte den feinen Sand auf der Haut und lauschte in die Stille hinein.

Erst jetzt, wo ich meine Gedanken so ziemlich abgestellt hatte, fiel mir auf, wie still es doch war.

Gespenstisch ruhig.

Die Ruhe der Toten...

Ich gab mir einen Ruck, Sentimentalitäten waren fehl am Platze, ebenso wie Rückschauen, es zählte nur die Zukunft.

Ich nahm die Treppe in Angriff.

Stufe für Stufe schritt ich hoch. Dabei blieb mein Blick nicht nur auf die Treppe gerichtet, sondern schweifte auch rechts und links der Stufen über die braungelb schimmernden Steine des Bauwerks. Dabei fiel mir auf, daß die Seiten nicht so glatt waren, wie es zuerst den Anschein gehabt hatte. Es existierten zwar keine Löcher dafür, aber kleine Nischen, die man in den Fels geschlagen hatte. Sie mußten eine Bedeutung haben.

Ich ging darüber hinweg und stieg dem Gipfel der Pyramide entgegen. Je höher ich kam, um so matter wurden meine Bewegungen. Ich geriet in Schweiß und schaute mal zum Himmel, der sich seltsam farblos über mir wölbte.

Verwundert bemerkte ich, daß die Treppe, als sie sich ihrem Ende näherte, schmaler wurde. Schließlich war sie nur noch so breit wie eine Rolltreppe im Kaufhaus.

Noch drei Stufen, dann stand ich auf einer Plattform. Von unten hatte ich sie nicht gesehen und zeigte mich überrascht von der Größe.

Sie bildete ein Quadrat, ebenso wie die Grundfläche der Pyramide, nur eben kleiner.

Die Plattform an sich war nicht interessant, viel wichtiger erschien mir die ebenfalls quadratische Öffnung, ungefähr so groß wie zwei aneinandergestellte Schreibtische.

Durch sie konnte ich in das Innere der Pyramide schauen, denn die Öffnung war nicht verschlossen.

Vorsichtig trat ich bis an den Rand. Meine Knie zitterten ein wenig. Die Ungewißheit darüber, was ich wohl zu sehen bekam, hielt mich gepackt. Befand ich mich hier im Herzen der Leichenstadt? Verbarg dieses Bauwerk das Geheimnis der uralten Stadt?

Dicht am Rand blieb ich stehen. Um besser sehen zu können und um das Schwindelgefühl zu unterdrücken, kniete ich mich nieder und schaute über den Rand in die Tiefe.

Es war gewaltig.

Zunächst sah ich die vier Strickleitern, die nach unten hingen. Über sie konnte man in die Tiefe steigen, und die Leitern endeten dort, wo sich ein breiter dunkler Strom mitten durch die Pyramide wälzte. Ich konnte ihn deshalb erkennen, weil die Pyramide mit Licht ausgefüllt war. Mit einem grünen Licht.

Ich kannte es, denn so hatte auch der Strahl ausgesehen, der mir schon öfter begegnet war.

Ein seltsamer Geruch strömte in die Höhe. Zuerst glaubte ich an eine Täuschung, denn mir war der Geruch nicht unbekannt, dann aber bekam ich die Bestätigung.

So roch nur Blut!

Ich erschrak zutiefst. Konnte es sein, daß der sich durch die Pyramide wälzende Strom aus Blut bestand?

Das allerdings wäre fatal gewesen. Aber die größte Überraschung sollte noch folgen.

Jemand kam.

Ich sah die Bewegung auf dem Fluß, im grünen Licht deutlich zu erkennen, und ich entdeckte ein Boot, in dem eine Gestalt stand und sich von der Strömung treiben ließ.

Noch konnte ich nicht genau sehen, ob es ein Mann oder eine Frau war, aber ich sah rechts und links des Flusses aus dem Boden

dunkle, kleine Gegenstände ragen, die zumeist eine runde Form aufwiesen, wobei ich nicht wußte, um welche Gegenstände es sich handelte. Das Boot wurde weitergetrieben. Die Gestalt darin bewegte sich nicht. Sie stand wie ein Denkmal, aber sie hielt etwas in der Hand. Einen Gegenstand, der das grüne Licht noch überstrahlte und fast eine ähnliche Farbe besaß. Er schimmerte seltsam blau, fast türkis.

Ich hatte ihn schon gesehen, sogar Jagd auf ihn gemacht, denn er war der geheimnisvolle Schlüssel zur Leichenstadt.

Hier sah ich ihn wieder.

Ein langer Atemzug strömte aus meinem Mund, ich wischte mir den Schweiß von der Stirn, faßte mit einer Hand nach dem vor der Brust hängenden Kreuz, als wollte ich mir selbst Mut machen. Immer näher wurde das Boot getrieben. Und ich sah plötzlich, daß es eine Frau war, die den Schlüssel in der Hand hielt. Eine Frau, die ich ebenfalls kannte.

Doreen Delano!

Mein Herzschlag wollte stocken, so überrascht war ich. Wieder wurde ich an die Ereignisse damals in Spanien erinnert, sah mich in dem Hof des alten Kastells, dazu die Bühne mit den vier Rockmusikern, die grüne, riesige Hand und den grünen Strahl, der aus dem Totenbrunnen stieg und an der Hand sein Ende fand.

Zahlreiche Menschen waren in seinen Bann geraten. Suko und ich hatten gekämpft wie die Wilden, und es war uns nicht nur gelungen, Menschen zu retten, wir hätten den Strahl auch zerstören können. Durch das Schwert des Destero.

Aber das besaß ich nicht mehr. Nur eine war in den Bann der Leichenstadt gezogen worden und vor unseren Augen verschwunden. Doreen Delano. Und nun sah ich sie wieder.

Sie war zurückgekehrt, so mußte man es sagen. Zurückgekehrt in

die Leichenstadt, denn Doreen Delano wußte von ihr, da sie bereits 10 000 Jahre alt war. Im alten Atlantis hatte sie schon gelebt und auch dort von der Leichenstadt erfahren, denn die Bewohner dieses Kontinents hatten große Angst vor der Enklave des Bösen. Sie warnten vor der Leichenstadt und deren Magie, und damit auch vor den Großen Alten, den eigentlichen Herrschern dieser Stadt.

Das alles ging mir durch den Kopf, während ich zu Doreen Delano in die Tiefe starrte.

Sie trug ein helles Gewand, das ihr bis auf die Knöchel fiel. Vielleicht war das Kleidungsstück weiß, doch innerhalb des Lichts zeigte es eine grüne Farbe. Ob sie mich gesehen hatte, wußte ich nicht. Jedenfalls wollte ich sie auf mich aufmerksam machen und rief ihren Namen.

»Doreen!«

Meine Stimme hallte durch die Pyramide, denn ihre Wände wirkten wie ein großer Trichter.

»... een...« Das Echo schwang mir entgegen, doch bei der Frau bemerkte ich keine Reaktion.

Das Boot oder der Nachen trug sie weiterhin den Blutstrom hinunter. Verdammt, sie hatte mich doch hören müssen. Noch einmal strengte ich meine Stimme an, und jetzt zeigte sie eine Reaktion. Ich winkte heftig, als sie den Kopf hob und zur Spitze des Bauwerks schaute.

Ihren Gesichtsausdruck erkannte ich nicht. Die Entfernung war zu groß, aber ich vernahm ihren Schrei, und er schallte mir sehr ängstlich entgegen. Witterte sie eine Gefahr? Natürlich, die Gefahr befand sich überall. Sie hatte mich regelrecht eingekreist. Ich bewegte mich auf schwarzmagischem Territorium und mußte jeden Augenblick mit einer Überraschung rechnen. Aber ich wollte auch erfahren, was es mit Doreen Delano auf sich hatte, und da Strickleitern nach unten hingen...

Meine Gedanken wurden von einem Geräusch unterbrochen. Es war hinter meinem Rücken aufgeklungen, und die Gefahr wuchs. Ich schalt mich selbst einen Narren, daß ich so dumm reagiert und mich hatte ablenken lassen. Feinde hatten sich unbemerkt an mich heranschleichen können.

Ich kreiselte herum.

Es war ein regelrechter Sprung, der mich in die Höhe brachte. Jetzt schaute ich nach vorn und sah, was inzwischen geschehen war. Ich konnte nur raten, woher die Gestalten gekommen waren, doch das war in diesen Momenten uninteressant. Die Tatsache, daß sie mich umstellt hatten, zählte.

Mein Herzschlag beschleunigte sich, als ich auf die Monstren schaute. Es waren blaue Skelette!

Diesen Augenblick hätte Suko nicht erwartet. Er blieb stocksteif stehen und schaute auf das Bett, in dem völlig harmlos ein Mädchen namens Jennifer Moore lag.

Bis auf die widerliche Spinne, die den Mund verließ und sich ihren Platz auf der Bettdecke gesucht hatte. »Inspektor, was ist...«

Suko hörte die Stimme der Schwester, doch er schüttelte den Kopf. Er wollte jetzt nicht reden. Auf Zehenspitzen bewegte er sich in Richtung Bett. Dann schrie die Schwester.

Suko hörte den Schrei, wandte sich um, sah die Frau und ihre weit aufgerissenen Augen. Auch sie hatte die Spinne gesehen, war blaß geworden und schüttelte den Kopf. In ihren Augen stand das Nichtbegreifen. Sie schnappte nach Luft, schluckte, nervös fuhr die Zunge über die Lippen, und aus ihrem Mund drang gleichzeitig ein tiefes Stöhnen. Sie war so geschockt, daß ihre Knie nachgaben und sie sich mit dem Rücken am Türfutter abstützen mußte.

»Gehen Sie«, sagte Suko. »Gehen Sie weg, und lassen Sie mich mit dem Kind allein!«

Die Schwester blieb stur. »Nein, das werde ich nicht. Auf keinen Fall, Inspektor. Ich bleibe...«

»Sie begeben sich in Gefahr!«

Schwester Bonifatia blitzte den Chinesen an. »Ich halte Ihnen zugute, daß sie nicht wissen, wer ich bin. Ich allein vertraue auf die Kraft des Kreuzes. Dieses Kreuzes hier.« Sie deutete auf das schlichte Holzkruzifix dicht unter ihrem Hals. Suko nickte nur. Er hatte kein Hausrecht in dem Heim und konnte die Schwester nicht wegschicken.

»Dann schließen sie eben die Tür«, sagte er leise. Das tat die Frau.

Zur Pistole griff der Chineser nicht. Er holte statt dessen die Dämonenpeitsche hervor, schlug einmal einen Kreis über den Boden, und die drei Riemen rutschten aus der Öffnung.

»Was ist das?« fragte die Schwester.

Von Suko bekam sie keine Antwort. Er warnte die Frau vor der Spinne.

»Sie dürfen Sie nicht anrühren, denn sie ist äußerst gefährlich.«

»Giftig?«

Suko lachte auf. »Wenn es das nur wäre. Nein, Schwester, wenn sie von der Spinne gebissen werden, dann löst sich die Haut von Ihrem Körper, und Sie laufen als Skelett herum, das eigentlich in die geheimnisvolle Leichenstadt gehört.«

»Ich verstehe nicht.«

»Ist auch egal.«

»Aber das Kind. Wenn es nun von der Spinne gebissen wird...«

Suko schüttelte den Kopf. »Bei Jennifer muß es etwas anderes sein. Sie hat eine besondere Aufgabe zugedacht bekommen.«

»Und welche?«

»Das kann ich Ihnen jetzt noch nicht sagen. Unternehmen Sie jedenfalls nichts und bleiben Sie ruhig. Überlassen Sie alles Weitere mir. Versprechen Sie das?«

»Ja.«

»Okay, ich verlasse mich auf Sie«, sagte Suko, während er auf das Bett zuschlich. Sicherheitshalber warf er noch einen Blick über die Schulter zurück.

Die Schwester war nahe der Tür stehengeblieben und hatte noch immer ihre Hand gegen die Lippen gepreßt. Ihre Augen glänzten fiebrig. Für sie mußte eine Welt zusammengebrochen sein.

Suko fixierte die Spinne.

Sie saß harmlos auf dem Bett, aber dicht vor dem Hals des Mädchens, so daß der Chinese keinen Schlag mit der Peitsche riskieren konnte. Unweigerlich hätte er auch Jennifer getroffen, und er wußte nicht, ob sie magisch beeinflußt war. Wenn ja, hätte er auch dabei das Kind töten können.

Jennifer schaute ihn über den Körper der Spinne hinweg an. In ihrem Blick entdeckte Suko keinerlei Furcht, sie schien sich mit ihrem Schicksal bereits vertraut gemacht zu haben.

»Bleib ruhig liegen, Jennifer«, sagte Suko, »bleib ganz ruhig, es geschieht dir nichts.« Während er sprach, überwand er die letzte trennende Distanz zum Bett.

Jetzt stand er daneben.

Spinne und Mädchen rührten sich nicht. Suko sah den glatten Körper des Tieres, die sechs Beine, die in einem seltsamen Winkel abstanden, dünn und noch einmal in sich geknickt waren.

Da sie sich nicht rührte, wirkte sie wie ein makabres Spielzeug. Blitzschnell griff der Chinese mit der linken Hand zu. Die Finger hatte er schon zuvor gekrümmt, so daß er nur noch zuzupacken brauchte und die Spinne auch zu fassen bekam. Er riß sie von der Bettdecke und wuchtete sie zu Boden.

Ein häßliches Knirschen ertönte, als das magisch beeinflusste Tier Kontakt bekam. Es war auf den kleinen Panzer gefallen, die Beine wiesen in die Höhe, Suko hob seinen Fuß und stieß ihn nach unten.

Er traf die Spinne voll. Unter seiner Sohle wurde sie zu einem gelblichgrauen Staub, der sich auf dem Boden ausbreitete. Damit war dieses Problem aus der Welt geschafft. Obwohl diese Aktion so einfach ausgesehen hatte, schwitzte Suko. Mit dem Handrücken wischte er sich über die Stirn. Erst danach schaute er auf Jennifer Moore. Sie lag nach wie vor regungslos in ihrem Bett. Dabei zeigte ihr Gesicht einen Ausdruck, als würde sie das alles überhaupt nichts angehen, aber Suko war vom Gegenteil überzeugt.

Schwester Bonifatia kam. Sie blutete noch immer an der Lippe. Verständnislos schaute sie den Inspektor an. Die Gesichtsfarbe war fast so weiß wie ihre Haube.

»Können Sie mir das erklären, Inspektor?« fragte sie.

»Schwer, sehr schwer, wirklich.«

»Der Teufel spielt mit, nicht wahr?«

Suko hob die Schultern. »Wenn Sie so wollen, auch das.«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Das ist keine Antwort. Ich will von Ihnen wissen, ob diese Spinne Teufelswerk ist?«

»Ja und nein. Sie meinen sicherlich den Teufel, wie er in der christlichen Lehre geschildert wird, aber das hier ist ein anderer. Die Spinne hat mit einer fernen, uralten Mythologie zu tun, die sich im Prinzip um Atlantis und eine geheimnisvolle Leichenstadt dreht, die es dort einmal gegeben haben soll.«

Die Schwester lächelte ungläubig. »Aber das ist doch Spekulation, Inspektor.«

»War es die Spinne auch?«

»Nein, sie...« Schwester Bonifatia rang nach Worten. Es fielen ihr keine ein, und sie schwieg.

»Als sie mich vorhin so ungläubig ansprachen, da habe ich nicht nur eine Spinne gesehen, sondern Hunderte«, erklärte Suko der staunenden Frau.

»Was sagen Sie da?«

»Ja, so war es.«

»Aber wo sollen die Spinnen denn hingekrochen sein, Inspektor? Sie müssen sich versteckt haben und können doch nicht im Körper der kleinen Jennifer...«

Erschreckt über ihre eigenen Gedanken, schwieg die Frau.

»Nein, das können sie wirklich nicht.«

»Wo sind sie denn sonst hingekrabbelt?«

»Wir müssen das Kind fragen?«

»Ist das nicht eine zu große Belastung?«

»Jennifer hat die erste Spinne überstanden, und sie wird auch unseren Fragen nicht ausweichen. Davon bin ich überzeugt. Vielleicht erfahren wir mehr.«

»Ich werde für sie beten«, flüsterte die Schwester und faltete die Hände, während sie mit ansah, wie Suko neben dem Bett des kleinen Mädchens stehenblieb.

Der Chinese beugte sich vor. Sein Blick brannte sich in Jennifers Gesicht fest. Dann fragte er: »Jenny, meine Kleine, du hast die Spinne gesehen, nicht wahr?«

Sie deutete ein Nicken an.

»Hattest du denn Angst vor ihr?«

»Nein.«

»Und weshalb nicht? Spinnen sind zumeist giftig und nicht eben kinderfreundlich.«

»Sie bringen Grüße.«

»Von wem denn?«

Lange schaute Jennifer den Chinesen an. »Von meinen Eltern, Sir. Sie bringen Grüße von meinen Eltern...«

»Gütiger Himmel, das darf nicht wahr sein«, flüsterte die Schwester neben Suko. »Was hat das Kind nur?«

Suko ließ sich nicht beirren. »Und was sagen die Spinnen?«

»Nichts, Sir.« Jennifer lächelte. »Sie können doch nicht sprechen.

Ich merke sie nur in meinem Kopf.«

Was die Kleine mit ihren kindlichen Worten ausdrückte, umschrieb der Inspektor mit dem Begriff Telepathie. Jetzt hatte er die Möglichkeit gefunden. Die Spinnen setzten sich auf telepathischem Weg mit dem Mädchen in Verbindung. Sie waren praktisch der Katalysator zwischen dem Kind und seinen Eltern. Eine sehr interessante Konstellation, von der Suko bisher keine Ahnung gehabt hatte.

Er dachte allerdings auch an die anderen Spinnen, die er entdeckt hatte und kam darauf zu sprechen. »Es war doch nicht nur eine Spinne, die du gesehen hast?«

»Nein, viel mehr.«

»Richtig. Und wo sind sie jetzt?«

»Bei mir.«

Da lächelte Suko. »Ich sehe sie aber nicht.«

»Doch, Sir, doch. Heben Sie mal die Bettdecke hoch, dann werden sie die Spinnen...«

Suko schnellte in die Höhe. Er trat unwillkürlich einen Schritt zurück und nahm auch die Schwester mit. Beide schauten sie nach den Worten der kleinen Jennifer auf die weiße Decke.

Darunter bewegte sich etwas.

Man konnte annehmen, daß Jennifer ihre Beine nicht stillhielt, doch wer genauer hinschaute, der sah, daß sich das Laken überall in Bewegung befand, nicht nur dort, wo sich die Beine befanden.

»Gehen Sie zurück!« zischte Suko der Schwester zu. Sie gehorchte.

Der Inspektor aber streckte seinen Arm aus und bekam einen Deckenzipfel zu fassen. Er nahm ihn fest zwischen Daumen und Zeigefinger, und mit einem heftigen Ruck riß er das Laken in die Höhe. Freier Blick!

Die Schwester schrie erstickt, Suko hatte Mühe, einen Ruf zu unterdrücken, denn was die beiden zu sehen bekamen, war

grauenhafte. Von dem Mädchen existierte kein Unterkörper mehr. Nur der Kopf mit dem schwarzen Haar lag auf dem Kissen. Wo sich ansonsten der Rest des Körpers befand, füllten zahlreiche Spinnen das Bett aus...

Ich zählte die Skelette nicht, doch es waren mehr als ein halbes Dutzend.

Jetzt hörte ich auch das Klappern der Skelettbeine auf den Stufen, und mir wurde ganz anders.

Kam ich gegen die Übermacht an? Sollte ich fliehen? Die Skelette ließen mir keinen Entscheidungs-Spielraum mehr, denn sie griffen sofort an. Wer sich dieser Leichenstadt und deren Gegebenheiten nicht angepaßt hatte, war für sie ein Gegner, den es zu vernichten galt. Viel Bewegungsfreiheit blieb mir nicht. Nach vorn deckten die Knöchernen den Weg, und hinter mir befand sich das gefährliche Loch in der Plattform, das für mich zu einer Todesfalle werden konnte. Ich sah, wie auch vor einiger Zeit in der Nähe des Geistergrabes, hier die Spinnen aus den leeren Augenhöhlen der Skelette kriechen, und ich erinnerte mich an die Worte des ehemaligen CIA-Agenten Errol Boysen, daß die Knöchernen die Herren der Spinnen waren.

Letztere hockten, wie die kleineren Parasitenfische bei den Haien, in den Augenhöhlen der Skelette, wo sie allmählich hervor krochen. Ziehen, zielen, schießen!

Drei Dinge, die ineinander übergingen. Ich hatte es oft genug probiert, so daß ich es jetzt konnte. Fast von selbst flog mir die Waffe in die Hand, vor der Mündung blitzte es auf, und das Skelett, das mir am nächsten war, bekam die Kugel voll mit.

Er wurde gegen die anderen geschleudert, brach zusammen, und aus den Knochen stiegen bläuliche Rauchfahnen hoch, die irgendwann zu dünnen Streifen zerflatterten.

Die Magie des Silbers zerstörte nicht nur die Knöchernen, sie riß die Spinnen auch gleich mit. Sie platzten auseinander, die Verbindung zu den Skeletten war gerissen, und diejenigen, die es nicht erwischt hatte, krabbelten aufgeregt davon.

Ich schoß noch zweimal, erledigte weitere Gegner und zerhieb sie förmlich, wobei die grünblau schimmernden Knochen wie Granatsplitter um mich herumflogen.

Auch einen dritten Schuß konnte ich noch abfeuern, dann hatten sie mich.

Sie waren einfach zu schnell und zu viele. Einem Skelett gelang es, meinen rechten Fußknöchel zu umklammern.

Ich kam zwar durch schnelle Tritte frei, mußte dabei jedoch nach hinten gehen, und da befand sich das Loch.

Ich trat ins Leere!

Es war ein heißer Schreck, der sich in meinem Körper ausbreitete und ihn wie eine Flamme durchzuckte. Wie tief es unter mir war, wußte ich nicht. Das konnte ich nur schätzen, aber den Fall würde ich niemals überleben.

Im nächsten Augenblick schlug etwas gegen mein Gesicht. Es fühlte sich weich an, wie ein Band oder eine Schnur. Automatisch griff ich zu und hatte das Glück des Tüchtigen, daß ich die vom Rand herabhängende Strickleiter zu fassen bekam.

An ihr hielt ich mich fest.

Ich war noch nicht sehr tief gefallen, deshalb hielt sich der Ruck in meinen Armen in Grenzen. Mit den Füßen strampelte ich, und es gelang mir, auf einer der weichen Sprossen den nötigen Halt zu finden. So schwankte ich hin und her und merkte erst jetzt, daß ich die Beretta verloren hatte. Bei dem verzweifelten Griffmanöver war sie mir aus der Hand gerutscht.

Ich schaute in die Höhe.

Ein schauriges Bild bekam ich zu sehen. Die Skelette hatten sich um

den Rand der viereckigen Luke versammelt. Sie standen nicht mehr, sondern knieten am Boden, hielten ihre Köpfe vorgestreckt und glotzten in die Tiefe.

Auf ihren blanken Schädeln bewegten sich die häßlichen Spinnen, und sie stießen sich jetzt ab, um in die Tiefe zu trudeln. Ich zog meinen Kopf ein, denn ich wollte nicht, daß sich so ein Biest auf meinem Haupt niederließ. Die Skelette sollten ruhig dort oben bleiben, ich hatte von ihnen die Nase voll und kletterte in die Tiefe. Mit Strickleitern umzugehen, ist eine Kunst für sich. Das merkte ich wieder einmal, als jede meiner Bewegungen auf die Leiter übertragen wurde und sie heftig ins Schwanken geriet. Von links nach rechts bewegte sie sich, auch vor und zurück, so daß die Schwingungen zusammengenommen hin und wieder einen Kreis bildeten. Ich klatschte manchmal gegen die Wand der Pyramide. Das allerdings nur nach dem ersten Schritt, denn dann weitete sich der Raum, und ich bekam wesentlich mehr Platz.

Auch die Spinnen fielen mir nicht mehr entgegen. Sie hatten sich zurückgezogen, wie auch die bläulich schimmernden Skelette. Ich kam mit der Leiter immer besser zurecht. Zwar schwankte sie nach wie vor, aber es gelang mir, die Pendelbewegungen mit meinem Körper auszugleichen. Nur hin und wieder geriet ich in bedrohliche Situationen, wenn ich beim Abstieg nicht sofort mit dem Fuß die richtige Sprosse traf. Als ich wieder in die Höhe schaute, da waren die Köpfe der Skelette verschwunden. Für die Knöchernen lohnte es sich wohl nicht mehr, die Verfolgung aufzunehmen, und sie hatten auch nicht daran gedacht, die Strickleiter in die Höhe zu ziehen. Wahrscheinlich wußten sie, was mich erwartete und gaben mir keine Chance.

Auch ich wollte wissen, wohin mich mein Weg führte, hielt ein und schaute in die Tiefe. Dabei streifte mein Blick das außen vor der Brust hängende Kreuz, und ich bemerkte, daß es an seinen Enden

immer leicht aufblitzte.

Es reagierte auf die fremde Magie. Und die lauerte überall. Sie war eingepackt in das grüne Licht, das die Pyramide durchdrang. Je tiefer ich geklettert war, um so stärker wurde mir bewußt, wie groß das Bauwerk war. Es hatte gewaltige Ausmaße. Erst im Innern öffnete sich die Tiefe der Pyramide, und ich war gespannt darauf, was mich noch alles erwartete.

Unter mir wälzte sich träge der Fluß durch das Bett. Das Wasser rauschte zwar, aber es war kein normales Rauschen, wie man es von den Flüssen der Erde her kennt.

Es kam mir dumpfer oder irgendwie schwerer vor, auch das Wort gewaltig fiel mir dafür ein und der Satz, daß Blut träger und schwerer ist als Wasser.

Ein Fluß aus Blut teilte die Grundfläche der Pyramide in zwei Hälften. Das mußte man sich mal vorstellen.

Grauenhaft war so etwas.

Ich aber wollte nicht weiter daran denken und stieg Schritt für Schritt in die Tiefe.

Ich hoffte sehr, daß die Strickleiter nicht direkt über dem Fluß endete, sah mich da aber getäuscht. Als ich auf der viertletzten, schwankenden Sprosse stand und direkt nach unten schaute, da mußte ich feststellen, daß ich, wenn ich jetzt absprang, im Blutstrom landete. Es schäumte unter mir. Ich sah helle Streifen, wenn sich der Strom an irgendwelchen Steinen brach und Gischt in die Höhe gespritzt wurde. Zudem gab es in ihm Leben. Bei genauerem Hinsehen stellte ich fest, daß die Fluten kleine, helle Gegenstände mit sich führten. Sie trieben auf der Oberfläche, und ich erkannte in ihnen abermals die Spinnen. Wieder beschäftigten sich meine Gedanken mit dem Fluß. Ich hatte keine Quelle gesehen und wußte auch nicht, wo er mündete. Vielleicht im Nichts... »John Sinclair!«

Diesmal wurde ich angesprochen, drehte meinen Kopf und schaute

auf Doreen Delano. Sie hatte ihren Nachen verlassen und hielt sich am Ufer auf. Ihr Kopf war nach hinten gedrückt, sie beobachtete mich und winkte mir zu.

»Ich will nicht in den Fluß springen!« rief ich zurück.

»Dann schwinge aus.«

Das war leichter gesagt als getan. Ich probierte es trotzdem, gab meinem Körper den nötigen Schwung, so daß die Strickleiter dieser Bewegung automatisch folgen mußte.

Ich fühlte mich als Pendel.

Vor und zurück, wieder das gleiche, und bei jedem Versuch legte ich mehr Kraft in meine Bewegungen.

»Gut, gut!« feuerte mich Doreen Delano an, »so müßte es klappen. Du befindest dich bereits über dem Ufer. Noch einmal, dann...«

Ich schwang wieder dem Fluß entgegen, merkte schon, daß ich in eine kreisförmige Bewegung geriet und sagte mir selbst, daß es höchste Zeit wurde.

Ich stieß mich ab und ließ los!

Für eine Sekunde hatte ich schreckliche Angst, trotz der guten Ratschläge noch in dem Blutstrom zu landen. Ich sah von ihm auch mehr als vom Ufer, wuchtete mich noch nach links und hatte Glück, daß ich mit beiden Füßen zuerst auf dem weichen Sand landete. Ich knickte ein, fiel nach vorn, überrollte mich und stieß dabei gegen etwas Hartes, das aus dem Sand ragte.

Als ich den Schrei hörte, zuckte ich herum. Meine Augen weiteten sich entsetzt. Was ich von oben als dunkle Kugel identifiziert hatte und jetzt aus unmittelbarer Nähe sah, war so grausam, daß sich mein Verstand weigerte, es zu erfassen.

Aus der Erde schauten Köpfe. Und sie gehörten zu den Männern der U-Boot-Besatzung!

Ich war sekundenlang wie gelähmt. Das passierte mir nicht oft.

Doch dieses Bild so dicht vor meinen Augen, das blieb haften und erschütterte mich bis in die Tiefen meiner Seele.

Keiner war verschont geblieben. Der Sand hatte sie alle zu fassen bekommen und mit in die Tiefe gezogen. Es bestand auch die Möglichkeit, daß sie eingegraben worden waren. Wie dem auch sei, ihr Schicksal war schrecklich genug.

Ich war mit dem Fuß gegen das Gesicht des Kapitäns geprallt. Aus kürzester Distanz schaute mich Neeler an. Sein Gesicht zeigte einen Ausdruck, den ich als unbeschreiblich wiedergeben möchte. Mir fiel nur der weit geöffnete Mund auf und darüber die übergroßen Augen, in denen der Irrsinn flackerte.

Ich stierte ihn regelrecht an. »Neeler«, flüsterte ich, »Neeler, verdammt, wie konnte das geschehen?«

»Sinclair!« Er ächzte, hatte Schwierigkeiten mit jedem Buchstaben.

»Was haben Sie uns angetan?«

»Ich nicht, Neeler, ich nicht...«

»Doch, oh mein Gott...« Er stöhnte schmerz erfüllt auf, und ich begann, wie ein Wahnsinniger mit beiden Händen den Sand zur Seite zu räumen, um ihn so auszuschaufeln.

»Nein, nein!« keuchte er, »es hat keinen Sinn. Wir sind verloren. Die Leichenstadt gibt uns nicht mehr her. Der Sand ist eine Falle, und die Spinnen...«

Ich zuckte zurück. Verdammt, er hatte die Spinnen erwähnt. An sie hatte ich nicht mehr gedacht. Als ich in die Runde schaute, da sah ich sie wieder. Sie krochen über den Sand und bewegten sich zwischen den Köpfen der Schiffsbesatzung.

Es waren nicht so viele wie oben, aber ihre Anwesenheit reichte, um das Grauen zu bringen.

»Da Sinclair, da! Schauen Sie nach rechts! Der Koch, ihn hat es als ersten erwischt.«

Ich drehte den Kopf.

Wenn es noch eine Steigerung des Grauens gab, dann erlebte ich sie jetzt. Der Kopf des Mannes verfaulte. Seine Haut löste sich von den Knochen, nur noch auf der Stirn hingen Reste, das Gesicht war ein Gerippe mit leeren Augenhöhlen, einem Loch als Mund, aus dem eine häßliche Spinne kroch.

Ich begriff.

Die Menschen steckten bis zum Hals in diesem tödlichen Sand. Und in ihm lebten die Spinnen, die sich anscheinend im Sand bewegen konnten und ihre Opfer ins Visier nahmen. Sie bissen die wehrlosen Menschen, und ihr dämonisches Gift sorgte dafür, daß aus den Opfern die schrecklichen Skelette wurden.

So sah die Rache der Leichenstadt aus!

In mir explodierte etwas. Ich mußte meinem Zorn und meiner Wut einfach freie Bahn lassen, zog den geweihten Silberdolch und hieb ihn in den Panzer der Spinne, die soeben aus dem Mund des Kochs gekrochen war.

Ich knackte das Biest, nahm den Dolch wieder an mich und tötete auch die drei nächsten.

»Es hat keinen Sinn!« keuchte Neeler. »Zu viele... es sind zu viele Spinnen. Du mußt weg, sonst holen sie dich auch noch. Wir sind dem Tod geweiht, uns kann niemand mehr helfen.«

»Nein!« knirschte ich, »so leicht gebe ich nicht auf.«

»Er hat recht, John Sinclair!« Das war Doreen Delano, die mich da angesprochen hatte, und ich drehte den Kopf. Durch die schrecklichen Entdeckungen und Ereignisse hatte ich an sie nicht mehr gedacht, doch sie hatte mich nicht aus den Augen gelassen, streckte sogar ihren rechten Arm aus und gab mir etwas zurück. Es war die Beretta.

Ich sprang hoch und merkte gleichzeitig, daß müder Sand bis über die Knöchel reichte, allerdings achtete ich nicht darauf, sondern bedankte mich bei Doreen für die Hilfe.

»Wir müssen weg, John!«

»Was?« Ich schaute sie erstaunt an. »Nein, meine Liebe, ich will nicht weg. Nicht bevor ich hier alles...«

Sie schüttelte den Kopf! »Es hat keinen Sinn. Die Leichenstadt hält die Menschen umfassen. Sie wird sie nie mehr loslassen, glaube mir.«

»Aber ich kann die Leute doch nicht verrecken lassen!« brüllte ich.
»Sie brauchen meine Hilfe!«

»Du kannst es. Du mußt es sogar, wenn dir dein Leben lieb ist, John Sinclair.«

»Was soll das denn schon wieder?«

»Schau nach unten!«

Ich senkte den Blick, und meine Kehle wurde trocken. Verdammt, ich sah meine Schuhe nicht mehr. Der Sand hier am Ufer war dabei, mich wie auch die Männer des U-Boots in die Tiefe zu zerren.

»Reicht das?« fragte Doreen.

Ich will es noch immer nicht wahrhaben, riß meinen rechten Fuß hervor und sank mit dem linken dafür tiefer ein.

Die Falle war teuflisch!

Der Boden unter mir erinnerte mich an einen Sumpf. Er reagierte ähnlich. Wenn man einmal in ihm eingesackt war, gab er so leicht keinen Menschen frei.

Aus eigener Kraft konnte ich es kaum schaffen, weil ich nach jedem Schritt ein Stück tiefer sackte.

Ich hörte hinter mir die Stimme des verzweifelten Kapitäns. »Es erwisch dich auch, Sinclair. Dann wirst du bei lebendigem Leibe von diesen Spinnen gefressen...«

Aus sämtlichen Poren brach mir der Schweiß. Es gibt kaum Dinge, vor denen ich eine so große Angst hatte wie vor einem Sumpf oder Moor. Dieser dämonische Treibsand hier war so tückisch, daß ich Angst bekam.

Und vor mir stand Doreen Delano. Sie schaute mich an. Dunkel war ihr krauses Haar. Als sie noch auf der Erde weilte, lebte sie in den Staaten. In Chicago betrieb sie einen kleinen Modeladen, und sie hatte auch dafür gesorgt, daß ihre Figur immer schlank und elastisch blieb. Doreen sackte nicht ein.

Diese Tatsache machte mich stutzig. Weshalb die anderen und ich, aber nicht sie?

Da streckte sie den Arm aus. »Ich helfe dir, John Sinclair. Du mußt hier raus!«

Wie eine Klammer waren die fünf Finger, die mein rechtes Handgelenk umfaßten. Eine so große Kraft hätte ich der Frau nicht zugetraut. Die brauchte sie allerdings auch, um mich aus dem teuflischen Treibsand zu ziehen.

Er war wie Gummi, wollte mich nicht loslassen, und ich hatte das Gefühl, als würde er an meinen Beinen festkleben.

Indem ich meinem Körper den nötigen Schwung gab, half ich Doreen somit, mich aus dem verdamnten Treibsand zu ziehen. Gemeinsam schafften wir es.

Als der Sand mich losließ, taumelte ich nach vorn, fiel gegen sie, und Doreen fing mich ab, wobei sie mich sofort nach hinten zog und die Richtung einschlug, die uns zu ihrem Nachen führte. Wir fielen förmlich in das primitive Holzboot. Mit den Knien schlug ich gegen die Innenwand und blieb erst einmal so hocken, um Atem zu holen. Auch Doreen Delano sagte nichts. Um uns herum rauschte der Blutfluß, und mir wurde allmählich klar, in welcher Lage ich mich befand. Sie war ziemlich aussichtslos. Meine einzige Chance bestand in Doreen Delano und dem Blutfluß.

Allmählich ging es mir besser. Ich hockte mich auf eine kleine Ruderbank und schaute Doreen an. »Danke«, sagte ich leise. »Danke für die Rettung.«

Sie lächelte schmal. »Ich weiß nicht, ob du dich bedanken sollst,

denn uns wird noch einiges bevorstehen. Ich kenne mich hier aus, aber du bestimmt nicht.«

»Was denn?«

»Das wirst du sehen.«

»Und dieser Fluß? Was ist mit ihm? Besteht er tatsächlich aus Blut?«

»Ja, du hast es erraten!«

Mir versagte die Stimme. Welch ein Unheil mußte in dieser Leichenstadt herrschen, daß es einen Strom gab, der statt Wasser Blut führte. »Wer hat alles sein Leben dafür geben müssen?« fragte ich leise.

»Menschen. Frauen, Männer, Kinder. Sie alle hatten damals vor langer Zeit die Grenze überschritten. Man lockte sie in die Leichenstadt, um sie zu töten.«

»Was meinst du mit damals?«

»Vor über 10 000 Jahren!«

Jetzt wußte ich Bescheid. So alt wie der Untergang des Kontinents Atlantis war auch das Blut dieser Menschen. »Und welche Bedeutung hat der Fluß?«

»Er ist für die Großen Alten bestimmt und wird ihre Kraft noch mehr stärken.«

Meine Augen wurden groß. »Ist das keine Lüge?«

»Nein. Alles, was du hier siehst und hörst, entspricht den Tatsachen. Die Leichenstadt ist phantastisch, und wen sie einmal in den Klauen hat, den läßt sie nicht mehr los.«

»Das heißt also, daß ich hier nicht wegkomme?« hakte ich nach. Eine Antwort bekam ich nicht. Doreen bückte sich, nahm eine lange Ruderstange hoch und stach sie in das fließende Blut, das schon älter als 10 000 Jahre war.

Ich warf noch einen Blick auf das Ufer.

Nach wie vor ragten die Köpfe aus dem Sand. Über allem

schwebte das seltsame grüne Licht, das für die Leichenstadt und die Großen Alten irgendwie charakteristisch war. Die Gesichter der Eingegrabenen bewegten sich. Ich sah förmlich die stummen Schreie, die sie mir entgegenschickten, denn durch das Rauschen des Blutflusses war nichts zu hören.

Als Doreen Delano den Nachen etwa bis auf die Flußmitte dirigiert hatte, holte sie die Stange wieder ein und legte sie neben sich auf die Planken. Sie nahm Platz und saß mir gegenüber, wobei sie mich anschaute, als würde sie von mir Fragen erwarten.

»Wohin fahren wir?«

Ich enttäuschte sie nicht. »Das werden wir dem Fluß überlassen.«

»Bringt er uns nicht aus der Pyramide?« erkundigte ich mich.

»Wer weiß...«

Sie redete in Rätseln, und ich war mir sicher, daß sie es bewußt tat. Über ihre Rolle dachte ich weiter nach. Was spielte sie hier? Welch eine Verbindung gab es zwischen ihr und dieser grauenhaften Stadt in einer anderen Dimension?

Ich wußte die Antwort nicht und konnte nur hoffen, daß ich sie irgendwann einmal bekam.

Das Boot besaß eine seltsame Form. Es wirkte wie eine große Holzschale, war schwer zu lenken, und am besten verfahren wir, wenn wir uns treiben ließen.

Als ich einen Blick in die Höhe warf, da sah ich den helleren Ausschnitt nicht mehr, so weit hatten wir uns inzwischen von der Pyramidenmitte entfernt.

Doreen schwieg weiter, aber ich wollte wissen, wohin wir fuhren. Ich hatte keine Lust, noch länger zu warten und auch zu raten. »Wohin geht diese Reise denn nun?« fragte ich.

Da schaute sie mich an und lächelte. Ihre Lippen bewegten sich kaum, als sie die Antwort gab, und ich mußte mich anstrengen, um die Worte zu verstehen.

Sie waren leise gesprochen, für mich allerdings besaßen sie die Brisanz einer Bombe.

»Die Reise führt uns zu den Gräbern der Großen Alten...«

Schwester Bonifatia und auch Suko standen dem Phänomen fassungslos gegenüber. So etwas hatte selbst der Inspektor noch nicht gesehen, geschweige denn die Ordensschwester.

Da lag der Kopf des kleinen Mädchens auf dem Kissen. Die Lippen waren sogar zu einem Lächeln verzogen, den Hals konnten sie auch zum Teil noch sehen, doch wo sich die Schultern befinden mußten, da krabbelten und bewegten sich zahlreiche Spinnen.

Nicht nur das. Auch die Brust, die Arme, die Beine, Hände und Füße der kleinen Jennifer bestanden aus Spinnen. Und sie hingen oder klebten so aneinander, daß sie genau die Umrisse des menschlichen Körpers nachbildeten.

Ein aus Spinnen bestehender Mensch lag vor ihnen im Bett. Nur der Kopf war normal.

Nachdem Suko dieses schreckliche Bild in sich aufgenommen hatte, drehte er den Kopf und warf Schwester Bonifatia einen raschen Blick zu. Die Frau schien eingefroren zu sein. So wirkte sie jedenfalls. Suko kannte sich mit Menschen und deren Reaktionen aus. Wenn sich jemand so verhielt wie die Schwester, dann stand er kurz vor dem Durchdrehen. Man konnte es auch als die Ruhe vor dem Sturm bezeichnen.

»Schwester!« sprach Suko die Frau an.

Sie zitterte. Das Beben lief durch ihre gesamte Gestalt, und dann öffnete die Schwester den Mund zu einem gellenden Schrei. Soweit durfte es der Inspektor nicht kommen lassen. Wenn die Schwester schrie, alarmierte sie die anderen Mitbewohner und vor allen Dingen auch die Kinder, die auf keinen Fall in Gefahr geraten sollten, denn die andere Seite würde auf sie keine Rücksicht nehmen. Suko

handelte hart, aber richtig.

Bevor sich der Schrei aus dem Mund der Schwester lösen konnte, hatte Suko ihr seine Hand gegen die Lippen gedrückt und hielt ihren Körper in Höhe der Hüfte mit dem linken Arm umklammert.

Die Schwester zappelte in seinem Griff. Sie würgte auch, trat sogar, und Suko mußte grinsen, weil die ehrwürdige Nonne ganz schön wütend werden konnte.

Er brachte seinen Mund dicht an ihr Ohr, was gar nicht so einfach war, denn die Haube befand sich im Weg. »Seien Sie doch vernünftig, Schwester. Sie müssen jetzt die Nerven behalten. Bitte keinen Schrei, der die anderen alarmiert. Denken Sie an die Gefahr, in die Sie alle anderen bringen können.«

Schwester Bonifatia schien die eindringlich gesprochenen Worte des Inspektors verstanden zu haben, denn sie stoppte ihre wilden Befreiungs-Bemühungen.

Suko ließ die Frau los. Sie rang nach Luft, hatte einen roten Kopf bekommen und schüttelte sich. »Tut mir leid, Inspektor, ich habe für einen Moment die Nerven verloren, das sollte mir nicht passieren.«

Suko winkte ab. »Dafür brauchen Sie sich nicht zu entschuldigen. Sie haben auf dieses schreckliche Bild normal reagiert, hätte mich gewundert, wenn es anders gewesen wäre.«

Die Schwester nickte. »Teufelswerk!« flüsterte sie. »Ich bleibe dabei, es ist Teufelswerk.«

»Wenn Sie so wollen, aber bleiben Sie in Nähe der Tür stehen.«

»Und Sie?«

Suko lächelte knapp. »Ich schaue mir die Sache mal an.«

Schwester Bonifatia schüttelte den Kopf. »Das können Sie nicht machen, Inspektor, Sie sind schutzlos...«

»Trennen Sie sich von Ihrem Kreuz?«

»Ungern...«

»Machen Sie bei mir bitte die Ausnahme.«

Sie hob die Schultern. »Wenn Sie meinen, Inspektor, daß Sie besser zurechtkommen?«

»Ich hoffe es zumindest.« Suko schaute zu, wie die Schwester das schmale Band, an dem das Kreuz hing, über ihren Kopf streifte. Die Haube verrutschte dabei ein wenig.

Mit einem dankbaren Kopfnicken nahm der Chinese das Kreuz entgegen. Es bestand aus Holz, war sehr schlicht, aber in dieser Form bestach es.

Das Mädchen lag noch immer auf dem Bett. Eigentlich konnte man von einem Menschen nicht sprechen, denn menschlich war nur der Kopf der kleinen Jennifer, der übrige Körper bestand aus hellen Spinnen, die nie ruhig sein konnten.

Auch Suko war nicht wohl, als er dem Bett entgegenschritt. Er schluckte ein paarmal. Dieses Bild erschütterte ihn gerade deshalb, weil er ein Kind vor sich liegen hatte.

Es schien keinerlei Schmerzen zu verspüren. Das Gesicht war glatt, die Augen groß, sie schauten den herankommenden Insektor ohne Furcht an. In ihnen wechselte der Ausdruck auch nicht, als Suko das Kreuz so hielt, daß Jennifer es sehen mußte.

Hatte sie keine Angst davor?

Neben dem Bett blieb Suko stehen. Die Spinnen griffen ihn nicht an. Sie befanden sich nur in permanenter Bewegung.

»Jennifer«, flüsterte Suko und beugte sich mit dem Kreuz in der Hand vor. »Kannst du mich hören?«

»Ja...«

»Die Spinnen sind da, nicht?«

»Ja...«

Sie gab sich sehr einsilbig, und Suko glaubte nicht, daß er noch mehr aus ihr herausfinden konnte, aber er versuchte es trotzdem und fragte weiter.

»Siehst du das Kreuz?«

Diesmal schwieg sie, und Suko probierte es einfach. Er legte das kleine Holzkreuz auf das Gesicht des Mädchens.

Spannende Sekunden vergingen. Jennifer rührte sich nicht. Sie lag still, auch die hellen Spinnkörper schienen eingefroren zu sein. Dann jedoch verzerrte sich das Gesicht des Mädchens, ein Stromstoß schien es zu schütteln, und Suko hörte den erschreckten Ruf der Schwester hinter sich.

Da sah er es selbst.

Jennifer verwandelte sich wieder zurück. Aus den Spinnen wurde ein Körper. Die Haut erschien wieder, sogar die Nägel wuchsen nach, und vor dem staunenden Suko lag ein Mädchen, das völlig normal war und ihn anschaute.

Der Chinese schritt zurück. Er schluckte. Himmel, das hatte er noch nie erlebt. Er nahm das Kreuz wieder an sich und drehte sich um. Leichenblaß stand Schwester Bonifatia an der Tür. Sie konnte es noch immer nicht begreifen, was dort im Bett vorgefallen war, und sie fragte:

»Ist das wirklich Jennifer?«

»Ja.«

»Aber wie ist es möglich?«

Suko hob die Schultern. »Ich kann Ihnen keine Antwort geben, Schwester.« Dafür gab er ihr das Kreuz zurück.

Die Frau umklammerte es, als wäre es der letzte Rettungsanker. Sie hatte den Mund geöffnet, wollte sprechen, doch sie brachte keinen Ton über die Lippen.

Alles war zu schrecklich, zu unbegreiflich... »Was können wir denn machen?« wollte sie wissen und sprach dabei mit leiser Stimme.

»Abwarten.«

»Auf was warten?«

Suko hob die Schultern. »Jennifer ist nicht mehr normal, das

müssen wir festhalten. Da ist irgend etwas passiert. Aber was, das wissen wir leider nicht. Aber wie ich die Sachlage einschätze, hängt es mit ihren Eltern und dieser geheimnisvollen Leichenstadt zusammen, die wir finden müssen.«

»Was meinen Sie mit Leichenstadt?«

»Wenn ich das genau wüßte, wäre mir wohler«, erklärte der Inspektor.

»Ich kann es...« Er sprach nicht mehr weiter, denn Jenny richtete sich plötzlich auf.

»Da!« Die Schwester faßte nach dem Arm des Chinesen. »Was hat das zu bedeuten?«

»Werden wir gleich wissen.«

»Die will doch nicht weg? Jetzt steigt sie sogar aus dem Bett.« Die Stimme der Frau zitterte.

Suko nickte. In der Tat schwang Jennifer ihre schmalen Beine aus dem Bett, blieb für einen Moment auf der Kante sitzen und richtete sich dann auf.

Sie stand.

»Fragen Sie die Kleine mal«, murmelte Suko.

Schwester Bonifatia nickte. Sie ging ein paar Schritte vor und bückte sich. »Wo möchtest du hin, Jenny?«

»Ich... ich gehe...«

Die Schwester lächelte, obwohl es ihr schwerfiel. »Das haben wir gesehen, mein kleiner Schatz, aber wo möchtest du nun wirklich hin? Sag es mir bitte, meine Liebe.«

»Nach... zu... meinen Eltern?«

»Was?«

»Ja, ich gehe zu ihnen.«

»Weißt du denn, wo sie sind?« Jenny nickte heftig. »Nicht weit von hier. Ich muß nur in die Keller gehen.«

»Und dort findest du sie?« Das Kind nickte.

Die Schwester drehte den Kopf und schaute Suko an. Ihr Blick zeigte Verwunderung und Nichtbegreifen, aber der Chinese dachte anders über die Sache.

»Lassen Sie das Mädchen mal das machen, was es will. Es wird uns auf eine Spur bringen, glaube ich.«

»Aber ihre Eltern können nicht hier sein. Sie sind doch...«

»Was sind sie?«

»Ich weiß es nicht, Inspektor«, flüsterte die Frau. »Ich weiß es wirklich nicht...«

Jennifer Moore ließ sich von den beiden Anwesenden nicht irritieren. Sie nahm sie überhaupt nicht wahr und schlug den Weg zur Tür ein.

»Wo will sie denn jetzt hin?« hauchte die Schwester.

»Keine Ahnung. Aber sorgen Sie dafür, daß uns niemand in die Quere kommt. Wir müssen ihr folgen.«

»Ja, die anderen machen Schularbeiten, und die Kleinen müssen nach dem Essen schlafen.«

»Das ist gut.«

An Schwester Bonifatia und Suko schritt die schwarzhaarige Jenny vorbei und faßte nach der Türklinke. Sie drückte die Tür auf und trat über die Schwelle.

Die Befürchtungen, daß sie sich nach rechts wenden könnte, trafen nicht ein. Das Mädchen ging nach links, dort führte der Weg zum Keller. Eine grün lackierte Tür versperrte ihn.

»Ist sie offen?« hauchte Suko. Er und die Schwester folgten Jenny auf leisen Sohlen.

»Ja.«

Jenny legte den Arm auf die Klinke und öffnete die Tür. Eine mit PVC belegte Treppe führte in die Tiefe. An den Kanten besaßen die Stufen Gummileisten, damit sie ein Abrutschen in die Tiefe verhinderten. Jenny ging zwar nicht sehr schnell, aber äußerst

zielstrebig. Sie stockte nie, und irgendwie erinnerte sie Suko an eine Schlafwandlerin, die genau wußte, was sie wollte.

Die Treppe mündete in einem Gang. An einigen Stellen zweigte er ab, so daß mehrere Seitengänge in die Tiefe des Kellers führten.

»Was wird hier alles untergebracht?« erkundigte sich der Chinese flüsternd.

»Wir lagern Lebensmittel, Baumaterial, Spielsachen...«

Suko nickte und beobachtete weiter. Jennifer schlug jetzt die linke Richtung ein. Sie verschwand in einem Seitengang und blieb vor einer Tür stehen.

Erst jetzt drehte sie den Kopf und sah Suko neben der Schwester vor sich stehen.

»Wo willst du hin?« fragte die Frau.

»Da sind sie!«

»Wer?«

»Mein Dad und meine Mummy!«

Schwester Bonifatia holte tief Luft und räusperte sich. Sie glaubte der Kleinen kein Wort, das entnahm Suko auch ihrem Gesichtsausdruck, aber er dachte anders darüber. Zuviel hatte er bereits in seinem Leben hinter sich, und so war er auf die tollsten Überraschungen gefaßt. Vielleicht hatte das Kind sogar recht.

Jenny öffnete die Tür.

Dabei entstand ein schmatzendes Geräusch. Die Schwester und Suko traten rasch näher, sie wollten sehen, was geschah, und die Kleine trat über die Schwelle.

Suko war mit zwei großen Schritten an der Tür. Auch er hatte einen freien Blick in den Keller und zuckte zurück.

»Bleiben Sie da!« rief er.

Die Schwester stoppte ihren Schritt. »Was ist denn los?« fragte sie und sah, daß Jenny verschwand.

Von Suko bekam sie keine Antwort. Dafür indirekt von dem kleinen

Mädchen, denn es sagte: »Hallo Daddy, hallo Mummy. Wie schön, daß ich euch hier treffe...«

Wir fuhren auf dem Blutstrom den Gräbern der Großen Alten entgegen!

Als ich daran dachte, da rann mir ein kalter Schauer über den Rücken. Irgendwie war es unwahrscheinlich und unheimlich zur gleichen Zeit. Doreen Delano brachte mich tiefer in die Leichenstadt, um mir ihr Geheimnis näherzubringen.

Ich schaute sie an, doch in ihrem Gesicht bewegte sich kein Muskel. Steif hockte sie innerhalb des Nachens und schien eingefroren zu sein. Sie kannte die Geheimnisse dieser Stadt, dieser Pyramide, die sicherlich ein zentraler Punkt war. Sie mußte unmittelbar mit den Großen Alten zu tun haben, vielleicht war sie sogar von ihnen errichtet worden. Auf jeden Fall enthielt sie die Gräber dieser uralten Dämonen. Aber wieso Gräber?

Bisher war ich immer von der Voraussetzung ausgegangen, daß die Großen Alten lebendig waren und existierten. An Totengräber dieser Dämonen hatte ich nie gedacht.

»Sind sie vernichtet?« fragte ich.

Doreen schüttelte den Kopf.

»Weshalb liegen sie dann in den Gräbern?«

»Du wirst es früh genug sehen.«

Sie antwortete sehr einsilbig, und das bewies mir, daß sie an einem Gespräch nicht interessiert war.

Der Strom brachte uns weiter. Er war so unvorstellbar alt, daß ich mir die Zeitrechnung kaum vor Augen halten und begreifbar machen konnte. Vor ungefähr 10 000 Jahren war der Kontinent Atlantis versunken. Aber wann war er entstanden? Und gab es da die Großen Alten schon sowie die geheimnisvolle Leichenstadt?

Meine Gedanken wurden unterbrochen, denn vor uns schäumte das

blutige Flußwasser, da es von einigen hochkant stehenden Steinen gebrochen wurde.

Ich versuchte, an der Frau vorbeizuschauen, wollte sehen, wohin wir fuhren, aber das grüne Licht ließ nichts erkennen. Zudem war die Pyramide sehr groß, größer jedenfalls, als ich angenommen hatte, und die Wellen trugen uns weiter ins Unbekannte.

Über Doreen Delano machte ich mir ebenfalls meine Gedanken. Was hatte sie für eine Funktion in der Leichenstadt zu erfüllen? Auf welcher Seite stand sie?

Dann kamen mir die vier Hüter dieser Stadt in den Sinn. Die gräßlichen Dämonen, denen ich zum erstenmal in Spanien begegnet war und hier auch kurz gesehen hatte, obwohl sie sich innerhalb der Pyramide noch nicht hatten blicken lassen.

Ich glaubte fest daran, daß uns der Strom in ein Zentrum der Magie transportierte. Ich würde die Großen Alten hautnah erleben und ihre Ruhestätte oder Gräber sehen.

Ich befand mich so tief in Gedanken, daß mir kaum auffiel, wie sich die Umgebung verändert hatte. Zudem glaubte ich, daß dieser Fluß Neigung bekommen hatte. Sein Bett führte nicht mehr waagrecht weiter, sondern leicht schräg.

Ich sprach Doreen darauf an. »Wohin geht die Reise? Befinden wir uns noch in der Pyramide?«

»Ja und nein«, antwortete sie mir.

»Was heißt das?«

»Wir fahren zu den Quellen der Magie.«

Ich runzelte die Stirn. »Welcher Magie?«

»Die der Leichenstadt. Du wirst vieles zu sehen bekommen, und du wirst sehen, daß du einfach zu schwach bist, um gegen sie anzukämpfen. Ich glaube, daß die Großen Alten dich vor deinem Tod noch in die Geheimnisse der Leichenstadt einweihen wollen.«

Vor meinem Tod...

Genau hatte ich diese Worte vernommen. Das hieß also, daß ich hier mein Ende finden sollte. Ich ballte die Hände zu Fäusten und spürte die Nägel, die in mein Fleisch stachen. »Auf welcher Seite, Doreen, stehst du eigentlich?«

»Ich gehöre in die Leichenstadt.«

»Aber du warst ein normaler Mensch oder bist es noch!« hielt ich dagegen.

»Nur eine Episode. Meine wahre Heimat ist die Leichenstadt, John Sinclair. Ich wußte, daß mich das Schicksal einmal einholen würde und war darauf vorbereitet. Wer von hier stammt, der wird immer wieder in diese Stadt hineingezerrt.«

»Du kommst aus Atlantis.«

»Das stimmt. Und ich bin nicht die einzige aus diesem Kontinent. Die finsternen Götter haben nichts vergessen. Für sie ist die Zeit bedeutungslos, und sie holen sich alle die zurück, die einmal hierhergehört haben, auch wenn sie in einem anderen Körper wiedergeboren worden sind.«

Ich begriff. Und dieses Begreifen setzte bei mir einen Denkprozeß in Gang, den man als ungeheuer bezeichnen konnte. Wenn ihre Worte stimmten, dann würden sich die Großen Alten alle die zurückholen, die schon vor langer Zeit gelebt hatten.

»Ist denn jeder Atlanter, der dem großen Chaos entkommen war, wiedergeboren?«

»Ja, John Sinclair.«

Ich dachte sofort an Kara, die Schöne aus dem Totenreich. Auch sie war wiedergeboren worden. Allerdings hatte sie so ausgesehen wie schon damals, das wußte ich, denn bei meiner Odyssee in die Vergangenheit der Erde war ich ihr begegnet, und sie hatte nicht anders ausgesehen als in der Gegenwart.

Wie sollte das alles enden?

Wenn ich die Großen Alten und deren Magie als einen Eisberg

bezeichnete, dann war mir klar, daß ich erst einen kleinen Teil dieses gewaltigen Berges zu Gesicht bekommen hatte. Eine nicht faßbare, unwahrscheinliche Magie verbarg sich noch darin, und ich fragte mich, ob ich es jemals schaffen konnte, mich dagegen anzustemmen. Ohne mein Zutun war ich in den atlantischen Kreislauf hineingeraten und sah nun keine Chance, ihm wieder zu entkommen.

»Es sieht nicht gut aus, John Sinclair«, erklärte mir Doreen, die meine Gedanken wohl erraten hatte.

»Und für dich?«

»Ich bin etwas Besonderes, aber ich gehöre in diese Welt, das merke ich immer mehr.«

»Dann wirst du mir nicht helfen?«

»Kann die Fliege dem Elefanten helfen, der sich in Not befindet?« antwortete sie mir mit einem Gleichnis.

Also nein! Ich interpretierte die Antwort schon richtig, und meine Sorgen wurden keineswegs geringer.

Es hatte keinen Sinn mehr, Fragen zu stellen, ich mußte eben alles auf mich zukommen lassen.

Auch die Gräber der Großen Alten.

Obwohl meine Lage nicht gut aussah, mußte ich dennoch immer an die Großen Alten denken. Und es erfüllte mich auch mit einer gewissen Spannung und Erwartung. Wenn die Leichenstadt mir ihr Geheimnis preisgab, das war schon phantastisch.

Nur, konnte ich damit dann noch etwas anfangen?

Ich erschrak, als die blutige Flüssigkeit hochschäumte und etwas ins Boot schleuderte. Es war eine der auf der Oberfläche treibenden Spinnen, die dicht vor meinen Füßen liegenblieb.

Doreen war schneller als ich. Sie nahm sie und schleuderte sie zurück. Ich schaute sie an. »Gut gemacht.«

»Vor ihnen fürchte ich mich nicht.«

»Du wirst nicht angegriffen?«

»Nein, sie haben erkannt, daß ich eine von ihnen bin.«

»Und die Skelette oben?«

Sie lächelte schmal. »Die Skelette und die Spinnen hängen zusammen. Es waren mal Menschen, die wie die U-Boot-Besatzung in die Leichenstadt kamen. Wenn die Spinnen mit ihnen fertig sind, werden sie sich auch zu den Skeletten gesellen.«

Ich bekam eine Gänsehaut. Diese einfach gesprochenen Worte enthielten eine ungeheure Brisanz. Unwillkürlich warf ich einen Blick zurück, aber ich konnte die aus dem Sand ragenden Köpfe nicht mehr sehen. Wir hatten uns zu weit entfernt.

Ich schüttelte mich vor Grauen. Wieder einmal war mir bewußt geworden, wie gering meine Chancen doch standen.

Dann fielen mir die Menschen von Darkwater ein. Auch über ihr Schicksal wollte ich Bescheid wissen. So lange die Fahrt noch dauerte, konnte ich fragen. Wer wußte denn schon, was noch alles passierte? Eine Antwort bekam ich von Doreen Delano so schnell nicht. Sie schaute mich nur lange an, bevor sie nickte und dann sagte: »Diese Menschen sind nicht zu Skeletten geworden. Du wirst sie ja gesehen haben.«

»Das habe ich. Nur - weshalb behielten sie ihren menschlichen Körper?«

»Weil sie im Bann des Kalifato stehen!«

»Das verstehe ich nicht.«

»Sie gehören zu Kalifato. Es sind seine Diener. Wenn er sie zu Skeletten machen will, dann kann er es. Er hat ihnen jedoch ihr menschliches Aussehen gelassen, obwohl...«

»Was ist?«

Sie lächelte. »Eigentlich sind sie ja keine Menschen mehr, sondern nur noch eine Hülle. Durch ihre Adern fließt nicht mehr das Blut eines Lebenden. Ihre Körper können sich blitzschnell verändern, dann wird aus einem Mensch eine große Anzahl von Spinnen.«

»Was?«

»Ja, so ist es, John Sinclair. Die Männer, Frauen und Kinder aus Darkwater werden zu Spinnen.«

Was ich da zu hören bekam, war ungeheuer. Ich spürte, wie sich mein Herzschlag verdoppelte. Das durfte einfach nicht wahr sein. Äußerlich Menschen und innerlich Spinnen!

Ich schluckte.

Doreen sagte: »Jetzt stelle keine Fragen mehr, denn wir haben unser Ziel gleich erreicht.«

Eine schnelle und große Welle schleuderte unseren Nachen regelrecht voran. Ich hatte während unserer Unterhaltung nicht mehr auf die Umgebung geachtet. Erst jetzt fiel mir auf, daß die Wände rechts und links nahe an das Ufer herangerückt waren. Sie verbreiteten den seltsamen grünen Schein, der so typisch für die Leichenstadt war. Meiner Ansicht nach mußten wir uns nicht mehr in der Pyramide befinden, sondern unterhalb dieses Bauwerks.

In der unheimlichen Tiefe dieses Landes...

Ich schauderte, als ich daran dachte, und wurde aus meinen Gedanken gerissen, als unser Nachen plötzlich in einen Wellenkreisel geriet, der uns herumschleuderte.

Wir wurden zum Spielball der Fluten.

Ich sah nicht, wie Doreen Delano sich festklammerte und tat instinktiv das gleiche.

Das Boot begann sich zu drehen. Es wurde schnell und gewann von Sekunde zu Sekunde immer mehr an Fahrt. Um die eigene Achse drehte es sich, wir hörten das Gurgeln und Schmatzen des Wassers, es spritzte über. Gischt aus blutigem Schaum übersprühte uns, und dann wurde der Nachen regelrecht ausgespien.

Als hätte ihm ein gewaltiger Arm einen Stoß gegeben, so wurden wir nach vorn katapultiert, einfach raus aus dem verdammten Kreisel und hinein in eine Höhle oder einen Tunnel, der sich plötzlich vor

unseren Augen weitete.

Mir lief ein Schauer über den Rücken, denn ich wußte nun, wo wir waren. Es war nicht zu übersehen.

Wir befanden uns bei den Gräbern der Großen Alten!

Suko stöhnte auf. Er konnte die Reaktion einfach nicht unterdrücken. Bisher hatte er noch an einen Irrtum der kleinen Jennifer geglaubt. Das stimmte nun nicht.

In dem Spielkeller lauerte etwas Fremdes, Unheimliches. Schwarze Magie!

Bevor Suko es verhindern konnte, sprang die Schwester vor und warf ebenfalls einen Blick in den Raum.

Sie blieb stehen, reckte ihren Körper, die Augen wurden starr, das Gesicht nahm einen grünen Schimmer an, als es vom Widerschein getroffen wurde, und Suko gelang es im letzten Augenblick, die Frau zurückzureißen, bevor sie sich in Lebensgefahr begab. Sie fiel in Sukos Arme, drehte den Kopf und schaute den Chinesen an.

»Was... was ist das?«

»Schwarze Magie!«

»Und Jenny?«

»Muß und wird auch damit fertig werden. Sie ist ja kein Mensch mehr...«

»Daddy, Mummy...« Die Stimme der kleinen Jennifer klang seltsam hohl und verwehend, als wäre sie Lichtjahre von Suko und der Schwester getrennt. Dazwischen hörten die beiden auch noch ein anderes Geräusch. Es war ein hohles Pfeifen und Heulen, das so gar nicht zu dem Rufen des Kindes passen wollte.

Schwester Bonifatia hatte sich wieder einigermaßen gefangen. »Was wollen Sie jetzt tun?« flüsterte sie.

Der Inspektor hob die Schultern. »Ich... ich weiß es noch nicht. Aber viel Zeit kann ich mir nicht lassen.«

»Haben Sie denn eine Erklärung?« Die Schwester schaute dem Inspektor hoffnungsvoll ins Gesicht, und Suko konnte ihr keine genaue Antwort geben.

»Nur eine Vermutung.«

»Dann sagen Sie mir diese, bitte!« drängte die Frau.

Suko schaute auf die offene Tür. Er und die Schwester standen zu ihr im toten Winkel. Aus dem Zimmer fiel der grüne Schein bis in den Gang, und der Chinese suchte krampfhaft nach einer Lösung. Dann sagte er mit leiser Stimme: »Es ist folgendes. Innerhalb dieses Spielzimmers muß sich ein Zentrum schwarzer Magie befinden. Vielleicht ein Dimensionstor...«

»Ein was?«

Suko nickte. »Ein Dimensionstor. Es gibt solche Tore, durch die man in eine andere Welt gelangen kann.«

»Das ist doch Utopie.«

»Bis vor wenigen Jahren glaubte ich es auch, aber ich bin eines Besseren belehrt worden.«

»Und weshalb haben wir nie etwas davon bemerkt?«

»Vielleicht ist es erst vor wenigen Tagen entstanden«, erwiderte Suko, sah aber ein, daß er die Zweifel der Schwester nicht beseitigen konnte.

»Nein, Inspektor, das kann ich Ihnen nicht glauben. Dimensionstore, schwarze Magie, Spuk, Zauber, gehört das nicht alles ins finstere Mittelalter?«

»Auch dahin«, gab der Chinese zu. »Aber all diese Dinge haben überlebt, Schwester.«

»Daddy, Mummy! Da seid ihr ja. Bitte, wartet auf mich! Ich komme zu euch...«

»O Gott, die Kleine!« Schwester Bonifatia stieß die Worte hervor. Und diesmal konnte Suko sie nicht halten. Sie wischte an ihm vorbei. Ihr langer schwarzer Rock wehte, dann drehte sie sich um den

Türpfosten, übersprang die Schwelle, und Suko hörte genau in dem Augenblick ihren gellenden Schrei, als er startete und sie in den Spielraum schaute. Zwei Sekunden später hatte Suko ebenfalls die Stelle erreicht. Obwohl die Zeit kaum meßbar war, nahm er dennoch die Eindrücke in sich auf. Das Zimmer hatte sich in eine grüne Hölle verwandelt. Der Schein füllte es aus, und an der Wand, die der Tür gegenüberlag, war er besonders intensiv. Von der Mauer war nicht mehr viel zu sehen, denn in ihr befand sich ein eiförmiges großes Loch, das den Beginn eines langen Tunnels darstellen sollte, der mit grünem Nebel gefüllt war, und in dem Blitze zuckten.

Sie drangen von allen Seiten in den grünen Nebel hinein, zerteilten ihn und sorgten dafür, daß es zu einem unheimlich klingenden Brodeln und Kochen kam. Dazwischen war ein hohles Pfeifen zu hören, als würde Wind um die Hausecken heulen.

Und Suko sah noch etwas.

Zwei Gestalten.

Sie standen innerhalb des Tunnels, hatten sich an den Händen gefaßt und warteten.

Das Ehepaar Moore aus Darkwater!

Die beiden sahen so nah aus, aber Suko wußte, daß sie unendlich weit entfernt waren, vielleicht sogar Lichtjahre, doch durch die Dimensionsverschiebung waren sie in die optische Nähe gerückt. Jennifer hatte sie natürlich auch gesehen. Und sie war von dem Anblick gefangengenommen worden. Die Arme hatte sie ausgestreckt, ihr Haar wurde in die Höhe gewirbelt, das weiße Nachthemd schien an ihrem Körper zu kleben, und das grüne Licht hüllte sie ein wie ein zu großer Mantel.

»Daddy, Mummy, ich komme!«

Dünn klang ihre Stimme, und sie wurde von einem Brausen übertönt, als ein Sturmwind, aus der Unendlichkeit kommend, in das ehemalige Spielkellerzimmer fiel.

Erst jetzt sah Suko auch die Schwester. Sie stemmte sich gegen den Sturm, wollte zurück, aber da waren die unsichtbaren, gierigen Hände, die sie plötzlich packten und zu Boden schleuderten. Die Schwester schrie.

Sie breitete Arme und Beine aus, wollte sich abstemmen, aber sie schaffte es nicht, gegen diesen Sturm und dessen nicht kontrollierbare Kräfte anzukommen.

Schwester Bonifatia wurde auf das unheimliche Dimensionstor zugerissen!

Das Kind oder die Schwester!

Wen sollte Suko zuerst retten, um wen mußte er sich kümmern? Wer war wichtiger? Lebensentscheidende Fragen, auf die er eine Antwort geben mußte, aber keine Zeit mehr fand, um darüber nachzudenken. Da wurde die Schwester herumgeschleudert. Der gewaltige Sturm traf sie jetzt von der Seite. Es schien so, als wollte er sie hochheben und schleuderte sie statt dessen herum. Auf dem Rücken blieb sie liegen. Suko schaute in ein verzerrtes Gesicht, in dem sich alle Qualen widerspiegelten, die diese Frau in den entscheidenden Momenten empfand.

Der Inspektor stürzte vor. Er hechtete dabei auf die Frau zu, streckte seine Arme aus, um die Füße der Schwester zu umklammern, als ein gewaltiger Sog aus diesem Schlund herauswirbelte und die Schwester zu packen bekam. Er erfaßte auch das kleine Mädchen, das sich seltsamerweise widerstandsfähig dagegen zeigte und nur von dem Wind umtost und umheult wurde.

Suko griff ins Leere.

Auch er merkte den Sturm. Das Heulen wollte seine Trommelfelle sprengen, er öffnete den Mund, holte keuchend Luft und bemerkte dabei die Hitze, die der Schlund zusätzlich ausstrahlte. Die Schwester überrollte sich, schlug um sich, schrie und geriet immer näher an die gefährliche, alles verschlingende Nähe der

unheimlichen Öffnung.

»Schwester!« brüllte Suko so laut, daß sich seine Stimme fast überschlug und er daran erstickte.

Sein Schrei ging in dem der Frau unter. Aber Suko gab sich nicht geschlagen. Obwohl der unheimliche Sog an ihm riß und zerrte, stemmte er sich in die Höhe. Auf den Knien blieb er. Der Sog rüttelte an ihm, das Grauen war da, und seiner Gewalt konnte kein Mensch etwas entgegensetzen.

Aber Suko kämpfte!

Nicht umsonst besaß er die immensen körperlichen Kräfte, die er nun einsetzte. Vielleicht war es die Gewißheit, endgültig verloren zu haben, wenn es den Kräften aus der anderen Dimension gelang, sie zu schlingen, und so mobilisierte er seine letzten Reserven. Er mußte es packen.

Wieder warf er sich vor, geriet näher an die unheimliche Öffnung und auch näher an die Schwester. Seine griffbereiten Hände bekamen einen Rockzipfel zu packen, Suko drehte sein Gelenk, so daß er den Stoff fester zwischen die Finger klemmen konnte.

Jetzt besaß er mehr Halt. Und er zog.

Kraft gegen Kraft - menschliche gegen dämonische. Wer würde zuletzt den Sieg davontragen? »Mummy, Daddy!«

Durch das Heulen des dämonischen Sturms vernahm Suko die Stimme des Mädchens. Er hob trotz seiner Schwierigkeiten den Kopf und schaute in die unheimliche Öffnung.

Aus dem Nebel winkten sie ihrem Kind zu.

Es war eine lockende Bewegung, die Jennifer sehr wohl verstand und ihre Schritte beschleunigte.

Sie passierte Suko und die Schwester.

»Daddy, Mummy, ich komme...«

»Neiinn!« schrie Suko. »Nein, verdammt, bleib hier, meine Kleine. Bitte, tu mir den Gefallen. Bleibe bei mir... du bist verloren...« Die

restlichen Worte ersticken, da Suko von einem Hustenanfall durchgeschüttelt wurde.

Er kämpfte verbissen. Wenn er aufgab, dann war auch er verloren. Er mußte den dämonischen Kräften aus der unheimlichen Leichenstadt einfach trotzen. Eine andere Möglichkeit gab es nicht. Wie zuvor die Schwester, so geriet Suko ebenfalls in den mörderischen Strudel dicht vor dem Dimensionstor. Er wollte ihn auf die Seite drehen, um die eigene Achse schleudern, aber der Chinese hatte das Glück des Tüchtigen.

In die Wand neben der Tür war eine Spielstange eingelassen worden. Und zwar in einer Höhe, die Suko erreichen konnte, wenn er seinen linken Arm anhob.

Seine Hand klatschte gegen den runden Lauf, und er klammerte sich daran fest. Rechts hielt er die Frau, links die Stange. Er schaffte es. Sukos Kräfte waren stärker als die des unheimlichen Sogs, aber das kleine Mädchen konnte er nicht retten.

Der Inspektor und die Schwester mußten mitansehen, wie Jennifer Moore innerhalb des Dimensionslochs verschwand. Sie schritt durch die Wand und hatte das Zimmer kaum verlassen, da wirkte sie, als würde sie den Boden überhaupt nicht berühren, sondern über ihm schweben. Sie hatte den Kontakt zu den Realitäten verloren. In diesem unheimlichen Tunnel gab es weder Länge, Breite noch Höhe. Die irdischen Maße waren aufgehoben.

Die Kräfte der Leichenstadt, aus einer unfäßbaren Dimension kommend, hatten auf der Erde Fuß gefaßt und ihren ersten Sieger errungen. Jennifer Moore schritt in den Tunnel hinein, dessen Weite nicht zu ermessen war, der unendlich aussah, aber endlich zu sein schien. Auch hatte sich die Entfernung zu ihren Eltern nicht geändert. Sie schien gleich zu bleiben, denn mit Schätzen und Messen konnte man hier nichts erreichen. In der Dimension herrschten andere Gesetze.

Der unheimliche Sturm flaute ab. Niemand zog und zerrte mehr an Suko oder am Körper der Schwester. Der Chinese ließ den groben Stoff des Kleides los.

Schwester Bonifatia sank zusammen. Sie begann zu weinen, als sie auf dem Boden lag. Eine natürliche Folge, denn nun hielt sie der Schock umklammert.

Auch Suko ließ die Stange an der Wand los. Sein Arm fiel dabei nach unten und schlug hart auf den Boden. Der Inspektor stöhnte, er rollte herum, stemmte die Hände gegen den Boden und wollte sich in die Höhe drücken.

Er hatte große Mühe damit, seine Glieder zitterten, die letzten Sekunden hatten Kraft gekostet. Es waren tatsächlich nur Sekunden vergangen, obwohl sie Suko vorkamen wie Minuten.

Die Schwester saß und hatte ihr Gesicht in beide Hände vergraben. Suko hörte ihr leises Schluchzen. Irgendwie machte ihm das Geräusch klar, daß dieser Alptraum vorläufig vorbei war. Im Sitzen drehte er sich und kam auf die Füße.

Seine Beine zitterten nicht. Er schaute über den Kopf der sitzenden Frau hinweg auf das Loch in der Wand. Es blieb dort, und die Öffnung zeigte sich weiter. Allerdings blies kein Sturm mehr daraus hervor, auch war das grüne Leuchten schwächer geworden, und Suko erkannte die Familie Moore als sich allmählich entfernenden Schatten, der in der Unendlichkeit zu verschwinden schien.

Schwester Bonifatia ließ die Hände sinken. Aus geröteten Augen blickte sie Suko an. »Ich... ich muß mich jetzt bei Ihnen bedanken«, sagte sie. »Wenn Sie nicht gewesen wären, dann...«

Der Chinese winkte ab. »Lassen wir das. Ich habe nicht mehr als meine Pflicht getan.«

»Sie sind gut. Sie haben ihr Leben riskiert, um das meine zu retten.«

»Es mußte sein.«

»Nicht viele Menschen denken so.«

Suko erkannte, daß die Frau aufstehen wollte, streckte seinen Arm aus und half ihr dabei.

Die Schwester blieb zitternd stehen. Ein wenig zögerte sie, sich umzudrehen, dann gab sie sich einen Ruck und schaute auf die magisch veränderte Wand.

»Das ist es!« flüsterte sie. »Das muß das Tor zur Hölle sein!« Sie zitterte, als sie diesen Satz ausgesprochen hatte, und schlug hastig zwei Kreuzzeichen.

Suko erwiderte nichts. War es ein Tor zur Hölle? Im übertragenen Sinne schon, denn wer in der Leichenstadt gelandet war, den erwartete dort auch die Hölle.

Die Schwester erfaßte den Arm des Inspektors und drückte sich scheu gegen Suko. Es war ihr anzusehen, daß sie noch immer nicht begriffen hatte, wie sich dieses Zimmer so verändern konnte, und sie stellte diese Frage an den Inspektor.

»Ich kann es Ihnen auch nicht sagen«, erwiderte er, »vielleicht hat es eine Dimensionsverschiebung gegeben, wer weiß.«

»Gibt es das?«

»Bestimmt.«

»Aber es muß doch ein Grund oder ein Motiv vorliegen, wenn so etwas eintritt«, hielt die Frau ihm entgegen.

»Vielleicht müssen wir den Grund oder das Motiv bei der kleinen Jennifer suchen.«

Die Schwester schüttelte den Kopf. »Was soll so ein harmloses kleines Ding denn...«

»Moment«, unterbrach Suko die Frau. »War diese Jennifer wirklich so harmlos? Denken Sie nur an die Spinnen.«

»Ja, Sie haben recht. Aber ich meine die Zeit vor diesem schrecklichen Vorfall...«

»Der Kontakt mit ihren Eltern muß schon bestanden haben«, überlegte Suko laut. »Er ist nur intensiviert worden. Die Verbindung

riß nie ab, und weil sie nie abriß, ist es eben zu dieser seltsamen Dimensionsüberschneidung gekommen.«

»Wenn ich Sie richtig verstehe, dann meinen Sie, daß dieses Tor durch eine gewisse Gedankenkraft hergestellt worden ist. Oder nicht?«

»So ähnlich. Gedanken haben eben die Materie beeinflußt. Das ist meiner Ansicht nach der springende Punkt.«

Die nächsten Worte sprach Schwester Bonifatia mehr zu sich selbst.

»Gedankenkraft, die eine Verbindung herstellt. Gedanken, für die es weder Raum noch Zeit gibt, die in der Lage sind, so etwas zu steuern und eine Brücke zwischen den Dimensionen zu schlagen. Das will mir nicht in den Kopf.«

»Mir auch nicht«, gab Suko ehrlich zu. »Am besten wird es sein, wenn Sie es einfach glauben.«

»Das denke ich mir auch.«

In den nächsten Sekunden schwiegen die beiden so unterschiedlichen Menschen. Sie gaben sich ihren Gedanken hin, bis die Schwester plötzlich fragte: »Was wollen Sie denn jetzt tun?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sie gehen aber nicht...«

»Weshalb nicht?« Suko wußte genau, was die Frau meinte. »Das Tor ist noch offen. Ich käme hinein und sicherlich auch wieder zurück.«

»Sie wollen in diese Leichenstadt?«

»Ja.«

»Aber sie hat noch keinen wieder so entlassen, wie er hineingekommen ist«, sagte plötzlich eine Frauenstimme hinter Suko und der Schwester. Der Chinese kreiselte herum. Er war schneller als die Frau und schaute in die Gesichter zweier guter Bekannter.

Kara und Myxin waren gekommen!

Es war beeindruckend, gewaltig und unheimlich!

Ich mußte mich allmählich mit dem Gedanken vertraut machen, daß Doreen Delano und ich vor den Gräbern der Großen Alten standen. Es waren keine normalen Gräber, wie man sie von Friedhöfen her kennt, nein, hier wirkte alles so übergroß, so gewaltig, und ich spürte, daß ich mich im Zentrum einer uralten Magie befand.

Die Luft um mich herum schien aus bösen, geflüsterten Worten zu bestehen, ich glaubte die Stimmen zu hören, die mir etwas sagten, was ich nicht verstand.

Auch das Rauschen des Blutflusses war verstummt. Der Strom hatte uns ausgespien und auf einen dunklen See getrieben, über den der Nachen langsam dem Ufer entgegenglitt.

Noch nie in meinem Leben hatte ich mich in einer so großen Felsenhalle befunden. Ich kam mir klein wie ein Sandkorn vor, wenn ich den Blick nach oben richtete und die Decke nicht sah, weil sie erstens zu hoch war und zweitens in dem alles beherrschenden grünen Licht verschwand. Unser Nachen war noch nicht zur Ruhe gekommen. Die Flußströmung trieb uns weiter über den See und dem Ufer zu, wo ein feiner Sand lag, der im von oben einfallenden Licht grün schimmerte. Was dahinter begann, konnte ich nicht so genau erkennen, meiner Ansicht nach mußte es eine himmelhoch ragende Wand sein.

Die Spannung wuchs.

Ich schaute auf meine Begleiterin, die bisher stumm neben mir gesessen hatte. Seit wir in den See hineingeschleudert waren, hatte sie kein Wort gesprochen.

Jetzt redete ich sie an. »Willst du mir die Gräber der Großen Alten zeigen?« fragte ich.

»Ja.«

»Und sie befinden sich hier?«

Doreen hob den Arm. Sie deutete damit auf das Ufer hin, zu dem wir getrieben wurden. »Dort wirst du auch die Gräber dieser mächtigen Dämonen finden.«

»Aus denen sie steigen.«

Sie nickte.

Ich glaubte ihr jedes Wort, denn einer war ja seinem Grab entstiegen. Ich hatte ihn bereits gesehen. Kalifato war mir begegnet und hatte seine Macht demonstriert.

Den Todesboten hatte man ihn genannt. Jetzt war ich gespannt auf die restlichen Dämonen.

Eigentlich hätte ich große Angst haben müssen, aber mein Leben war nicht unmittelbar bedroht, und bei mir siegte, ehrlich gesagt, auch die Neugierde. Ich hatte viel von den Großen Alten gehört und wollte endlich wissen, woran ich bei ihnen war.

Die nahe Zukunft würde es zeigen.

Fast in Griffweite lag das Ufer des Sees vor uns. Noch ein paar Sekunden, dann würde unser Boot auflaufen.

Schon schabte der Kiel des Nachens über den Sand. Wir hörten das knirschende Geräusch, es gab einen Ruck, dann konnten wir an Land klettern.

Doreen Delano stand zuerst auf. Der Nachen schaukelte ein wenig, als sie leichtfüßig an Land sprang.

Ich folgte ihr gemächlicher. Als ich meine Füße auf den Strand setzte, spürte ich schon die unheimliche Bedrohung.

Sie lauerte überall in dieser Höhle, war wie ein gefräßiges Tier, das seinen Rachen bereits aufgerissen hatte und nur auf den günstigen Moment wartet, um zuschnappen zu können.

Ich dachte wieder an die Spinnen und an den gefährlichen Treibsand, aus dem mich Doreen befreit hatte, doch hier brauchte ich diese Befürchtung nicht zu haben, ich konnte normal laufen und schaute Doreen entgegen, die nach ein paar Schritten stehengeblieben

war und sich umgedreht hatte.

»Weshalb zögerst du?«

Ich blieb stehen und ließ die Arme locker am Körper herabhängen.
»Ich fragte mich, weshalb ich noch lebe und nicht so geworden war wie die anderen.«

»Deshalb«, erwiderte sie, streckte den rechten Arm aus und deutete auf meine Brust, wo das Kreuz hing.

»Schützt es mich?«

»Ja, es liegt gewissermaßen ein magischer Schirm um deine Person. Sonst könntest du das grüne Licht nicht aushalten, das dich schon die ganze Zeit über umgibt.«

»Das ist wahr.« Nach diesen Worten bückte ich mich, schob meine rechte Hand in den Sand und ließ ihn durch meine Finger rieseln. Er war sehr fein und fiel wie Staub dem Boden entgegen.

»Komm mit, John Sinclair, die Gräber warten!«

Da hatte Doreen die richtigen Worte gefunden. Es warteten die Gräber. Hoffentlich nicht auf mich.

Wir gingen.

Tatsächlich wuchtete sich geradeaus die Felswand in die Höhe, aber vor ihr, da sah ich gewaltige Klötze. Man konnte sie als riesige, viereckige Kästen aus Stein bezeichnen, auf denen eine ungeheuer schwere und dicke Platte lag.

Die Kästen standen nebeneinander. Sie bildeten eine lange Reihe. Ich wollte sie zählen und bekam sie nicht einmal in mein Blickfeld, so groß und lang war die Reihe.

»Es sind sechs«, sagte Doreen Delano.

»Und darin liegen die Großen Alten?«

»Ja, ihr Geist ist dort begraben, damit er die Unendlichkeit überlebt«, erwiderte sie philosophisch. Mit dieser Antwort konnte ich wirklich nicht viel anfangen und folgte der Frau, die sich nach rechts gewandt hatte, um die Reihe der Gräber abzugehen. Vor dem

letzten blieb sie stehen.

»Fangen wir hier an?«

Sie nickte, drehte sich um, ging einige Schritte zurück und winkte dann mit beiden Händen. Gefahr!

Ich glaubte fest daran, denn die Bewegungen der Frau erinnerten mich an Signale.

Es waren auch welche, und sie galten meinen vier besonderen Freunden - den Hütern der Leichenstadt!

Sie waren also noch da. Wie hätte ich je etwas anderes annehmen können. Und sie traten aus dem Schatten dieser riesigen Wand, wo sie gelauert haben mußten.

Dabei hatten sie sich so verteilt, daß sie zwischen dem ersten und dem letzten Grab standen.

Der Schädel des Flammenkopfes leuchtete innerhalb des grünen Lichtscheins seltsam fahl. Von seinem Gesicht konnte ich nichts sehen. Es lag im Widerschein des Feuers.

Ein Stück weiter sah ich den Mann, durch dessen Körper die Knochen grün schimmerten, und neben ihm stand das Wesen mit den rötlichblonden Haaren, dem Fellkörper und der dunklen Brille, die auf dem gesichtslosen Gegenstand saß, der wohl seinen Kopf darstellen sollte.

Auch den vierten sah ich. Halb Mensch, halb Raubtier. Die glühenden Augen überstrahlten selbst den grünen Schein. Sein Gebiß leuchtete, und er stand zum Sprung geduckt in der Wand.

Diese vier gefährlichen Dämonen hüteten nicht nur die Leichenstadt selbst, sondern auch die Gräber der Großen Alten. Sie achteten darauf, daß nur der die Grabstätten erreichen konnte, der auch würdig genug war.

Oder sterben sollte!

Meine Blicke glitten von einem zum anderen. Damals in Spanien,

da hatte ich wirkliche Angst verspürt. Hier seltsamerweise nicht. Vielleicht deshalb, weil ich mich an diese Dimension schon zu sehr gewöhnt hatte, und mir auch das Auftreten der vier keine Überraschung mehr brachte. Vor meiner Brust hing das Kreuz. Seit es mit mir zusammen in diese Dimension gelangt war, entwickelte es ein eigenes Verhalten. Mir schien es, als würde es sich gegen das Licht wehren und es auch absorbieren, wobei es gleichzeitig vernichtete, denn nicht umsonst glühte es hin und wieder an den Enden auf, wenn dort die Kräfte zusammentrafen und die guten die bösen zerstörten.

»Das werden deine Gegner sein«, versprach mir Doreen Delano, und sie lächelte dabei. »Lange genug haben sie gewartet und ihre Rache aufgehoben. Sie sind bereit, dich zu vernichten, John Sinclair.«

»Und du?« fragte ich. »Stehst du auch auf ihrer Seite?«

»Ich gehöre in die Leichenstadt.«

»Ich kannte mal eine Doreen Delano, die ganz anders gedacht hat.«

»Das war früher.«

Ich lachte bitter und nickte. »Stimmt, es liegt schon sehr lange zurück. Ich frage mich nur, aus welchem Grunde du mir das Leben gerettet hast. Du hättest mich im Sand sterben lassen können, dann wäre ich jetzt ein Skelett geworden.«

»Da war deine Zeit noch nicht reif«, erklärte mir Doreen kalt. Über ihr glattes Gesicht zuckte ein Lächeln. »Denke mal darüber nach, daß du kein Unbekannter im Reich der Finsternis bist. Du hast viele Gegner erledigt, bist oft Sieger geblieben, man zollt dir zähneknirschend einen gewissen Respekt. Der Plan, dich in die Leichenstadt zu locken, war gut ausgetüfelt. Du, John Sinclair, bist darauf reingefallen. Man hat dir nicht viel von der Leichenstadt gezeigt. Längst nicht alle Geheimnisse hast du zu sehen bekommen, aber das war auch nicht wichtig. Die Großen Alten zählen mehr, und

ich will einen Zipfel des Geheimnisses lüften, das über ihnen liegt.«

Als ihre Stimme verklungen war, wurde es still. Die vier Dämonen hoch in der grünlich schimmernden Felswand kamen mir wie Denkmäler vor. Sie hielten sich im Schatten auf, aber sie schauten nach unten und beobachteten jede unserer Bewegungen.

Leichtfüßig wandte sich Doreen um. Wie hatte sie sich verändert!

Äußerlich war sie die gleiche geblieben, aber innerlich hatte sie sich völlig von ihrem Erdendasein abgekehrt. Sie griff unter ihr Gewand und holte etwas hervor, das meinen Atem stocken ließ, als ich es sah. Es war ein blauer Kristall.

Der Schlüssel zur Leichenstadt!

Kaum hielt sie ihn in der Hand, als er sein türkisfarbenes Licht verbreitete, das zu einer Glocke auseinanderfächerte und sich über die Gestalt der seltsamen Frau legte.

»Kennst du ihn noch?« fragte sie.

»Und ob«, erwiderte ich mit rauher Stimme. »Es sind Menschen deswegen gestorben.«

»Es werden nicht die letzten sein, glaub mir.« Sie drehte sich um und schaute mir nicht nach. Doreen ging einfach davon aus, so daß ich ihr folgte.

Sie hatte sich nicht getäuscht, denn ihr letzter Vortrag, sosehr er sich auch mit meiner Vernichtung beschäftigte, hatte mich dennoch neugierig gemacht.

Doreen Delano steuerte das Grab an der äußersten rechten Seite an. Als sie stehenblieb, trat ich zu ihr und schaute auf das Gestein neben dem Grab.

Es gab dort eine in den Fels gehauene Treppe, die nach oben führte. Ihr Ende lag in einer Höhe mit der schweren Grabplatte. Doreen stieg die Stufen hoch. Ich folgte ihr abermals. Das Ende hatten wir schnell erreicht, und wir befanden uns danach auf einem schmalen Pfad, der parallel zur Wand lief.

Er führte an den einzelnen Grabstätten vorbei. Wo er endete, das konnte ich nicht erkennen.

Doreen bückte sich. »Und jetzt gib genau acht, John Sinclair. Ich bin gespannt, wie du reagieren wirst.« Während dieser Worte hatte sie bereits den Arm ausgestreckt und berührte mit dem bläulich schimmernden Kristall die schwere Grabplatte. Es gab einen Ruck oder Schlag, der sich innerhalb des Ärms fortpflanzte und die Frau zum Zittern brachte. Dabei lief ein blauer Schein über den Arm, erreichte die schwere Grabplatte und legte sich zitternd darüber. Ein Kraftfeld hatte sich gebildet. Es wurde so stark, daß es die schwere Platte bewegen konnte.

Sie schwebte plötzlich.

Es war ein unheimlicher und gleichzeitig faszinierender Vorgang, der auch mich bannte.

Meine Blicke folgten der immer höher schwebenden Platte. Zwischen ihr und der eigentlichen Begräbnisstätte befand sich inzwischen ein großer Raum, daß ich bequem in den gewaltigen Steinsarg hineinschauen konnte.

»Geh, dann wirst du einen von ihnen sehen!«

Ich schaute Doreen an. Sie hielt den Schlüssel zur Leichenstadt fest und nickte mir zu.

Ja, ich war hier und wollte die Gelegenheit nutzen. Langsam ging ich vor, wurde dann in meinen Bewegungen schnell, als ich rasch die Kette mit dem Kreuz über meinen Kopf streifte.

»Was soll das?« schrie sie.

Ich gab keine Antwort, stand bereits an dem Sarg, beugte mich vor und streckte gleichzeitig auch das Kreuz über den Rand des gewaltigen Steinsarkophags.

Ein Stöhnen drang mir aus der dunklen, unheilschwangeren Tiefe entgegen. So etwas hatte ich noch nie in meinem Leben gehört. Was dort begraben lag, konnte ich nicht erkennen, nur entfernt glaubte ich,

ein unheimliches Glosen zu sehen, das mich an ein gewaltiges Auge erinnerte.

»Der Namenlose wird dich...« Weiter sprach Doreen nicht, denn plötzlich reagierte mein Kreuz. Ohne daß ich etwas gesagt hatte, spalteten sich mehrere Blitze ab, fuhren in das über der Platte liegende blaue Licht hinein und neutralisierten es. Die Platte fiel nach unten.

Und ich stand genau im Weg!

»Das darf doch nicht wahr sein. Ihr?« Suko war echt überrascht, und er zeigte dies auch.

Beide nickten. Kara schritt vor, und Myxin, der kleine Magier, schloß die Tür.

Schwester Bonifatia war völlig aus dem Häuschen. Sie schüttelte verständnislos den Kopf, rieb sich über die Augen und konnte einfach nichts begreifen. Zu seltsam kam ihr alles vor, und zu seltsam waren auch die beiden Neuankömmlinge.

Da sah sie einmal die Frau. Eine schöne Frau mit einem schmalen Gesicht, langen dunklen Haaren und faszinierenden Augen, die rechts und links der beiden hochstehenden Wangenknochen aus der hellen Haut leuchteten. Damit die Haare nicht in das Gesicht fielen, hatte die Frau sich ein goldenes Stirnband umgeschlungen, das die schwarze Flut zusammenhielt. Sie trug ein grünes Kleid, das bis auf die Knöchel reichte und wie mehrere aufeinandergelegte Schärpen den gesamten Körper bedeckte. In Höhe der Taille wurde es von einem Gürtel gehalten. Den Gürtel zierte eine Scheide, und aus ihr ragte der Griff eines schmalen, leicht gebogenen Schwerts.

Ihr Begleiter war kleiner. Er trug einen dunklen Mantel. Den Gesichtsausdruck konnte man als offen und ehrlich bezeichnen, das Gesicht wirkte ein wenig spitz, und die Haare waren dunkel, ebenso die Augen. Zudem schimmerte die Haut des Mannes ähnlich wie das

Licht, das sich in den Tunnel zurückgezogen hatte.

Schwester Bonifatia wandte sich an Suko. »Wer... wer sind die beiden?«

»Zwei sehr gute Freunde von mir.«

»Aber ihre Aufmachung...«

Da lachte der Inspektor und unterbrach somit die Schwester. »In der Tat ist sie ein wenig seltsam, aber die beiden Wesen vor ihnen, Kara und Myxin, haben schon vor mehr als 10 000 Jahren in Atlantis gelebt. Nur ist er damals in einen langen, langen Schlaf versetzt worden, aus dem John Sinclair und ich ihn erst vor wenigen Jahren weckten.«

»Ein Magier?« hauchte die Schwester. »Und die Frau ist über 10 000 Jahre alt? Ich... ich begreife das nicht.« Sie ging rückwärts und ließ sich auf einen Stuhl fallen. »Das muß ein Traum sein, aber...«

»Nehmen Sie es so, wie es ist, meine Liebe«, sagte Suko mit ruhiger Stimme. »Kara und Myxin sind Gegner des Bösen, das müßte Ihnen genügen, um sie als Freunde anzusehen.«

»Natürlich...«

Für Suko war die Vorstellung der Freunde damit erledigt. Er gab beiden die Hand, verbunden mit einem hörbaren Aufatmen. »Es ist bestimmt kein Zufall, daß ihr hergekommen seid - oder?«

»Nein, das nicht.«

»Und woher kamt ihr?«

Myxin, der auch die erste Antwort gegeben hatte, sagte: »Die flammenden Steine gaben uns die Warnung.«

»Wieso?«

Diesmal sprach Kara. »Sie glühten plötzlich auf, für uns war es ein Beweis, daß magische Kräfte freigeworden waren. Ich führte sofort eine Beschwörung durch, spürte selbst die starke Magie und konnte feststellen, daß es eine Dimensionsüberlappung gegeben hatte, ausgelöst durch eine Person, die mit anderen Personen in einer

fremdem Dimension Kontakt aufnahm.«

»Jennifer!« stieß Suko hervor.

»Wie?«

»Sie hat den Kontakt zu ihren Eltern aufgenommen, die in der Leichenstadt gefangen sind.«

»Die Leichenstadt!« hauchte Kara. »Ich habe es geahnt. Sie ist sichtbar geworden.« Blitzschnell schob sie Suko zur Seite und schaute auf die Öffnung in der Wand. »Da liegt der Weg zu ihr!«

Für einen Moment schloß der Chineser die Augen. »Du meinst also, daß wir in die Leichenstadt gelangen, wenn wir in diesen Dimensionstunnel hineingehen?«

»So ist es.«

»Vielleicht finden wir dort dann auch John Sinclair.«

»Wieso? Ist er da?« Diese Frage stellte Myxin.

»Ich weiß es nicht genau«, erwiderte Suko. »Aber die Wahrscheinlichkeit ist groß.« Dann berichtete er von dem Auftrag, den John gezwungen hatte, die Fahrt mit dem U-Boot zu unternehmen.

Kara hatte sehr genau zugehört und nickte heftig. »So muß es gewesen sein. John Sinclair und die Männer auf dem U-Boot werden das Pech gehabt haben, genau in die magische Konstellation gelangt zu sein, als sich die Leichenstadt aus dem Unsichtbaren materialisierte. Wenn es so ist, dann kann man John als einen Gefangenen der Dimension bezeichnen oder als einen Gefangenen der Leichenstadt.«

Als Kara das sagte, warf Suko einen Blick auf den grünen Tunnel. Noch war der Weg nicht geschlossen, wahrscheinlich hatte Jennifer ihre Eltern nicht erreicht und mußte so den Kontakt aufrechterhalten.

»Wir müssen es wagen!« stieß Suko hervor und zuckte im gleichen Moment zusammen. »Da, seht doch, der Mann im Hintergrund! Mein Gott, das ist er. Das ist John!«

Sollte es ein Schicksal sein, daß mein Kreuz auch indirekt zu meinem Mörder wurde? Denn dadurch, daß es die Magie der Platte aufgehoben hatte, konnte diese sich nicht in der Luft halten. Trotzdem wurde ich nicht zerquetscht.

Die Schuld daran trug Doreen Delano. Diesmal rettete sie mir allerdings unfreiwillig das Leben.

Ich hörte hinter mir ihr kurzes scharfes Lachen, das noch einen schadenfrohen Klang besaß, und dies war für mich die große Warnung. Ich wuchtete mich zurück, das Kreuz in meiner Hand wurde plötzlich heiß, dann fiel ich zu Boden und sah einen Schatten, der haarscharf an meinem Gesicht vorbeifuhr.

Die Platte!

Der folgende Krach war ohrenbetäubend, als die schwere Steinplatte auf das Unterteil des Sargs dröhnte. Staub wallte in die Höhe, ich wartete darauf, daß der Stein brechen würde, doch nichts von dem geschah. Er blieb liegen und verschloß das Unterteil, in dessen unauslotbarer Tiefe einer der unheimlichen Alten lauerte, den Doreen Delano als den Namenlosen bezeichnet hatte.

Mein Kreuz hatte dafür gesorgt, daß ich nicht mehr von den Großen Alten mitbekam. Der blaue Kristall und das Kruzifix waren Feinde. Zwei Magien standen sich gegenüber, und das Kreuz hatte sich als Gegenstand mit der stärkeren Kraft erwiesen. Ich war gerettet. Vorläufig jedenfalls. Langsam drehte ich mich um und schaute auf Doreen Delano.

Ihr Gesicht zeigte nicht mehr die Glätte wie noch auf der Fahrt über den Blutstrom. Jetzt wirkte es verzerrt, die Entwicklung hatte ihr nicht gepaßt.

»Pech«, sagte ich. »Aber die Platte hat es nicht geschafft. Ich lebe noch.«

Sie bewegte ihre Lippen. Auch die Augen blieben nicht ruhig, denn sie schielten auf den blauen Kristall, der einen Teil der Farbe

verloren hatte. Daran trug auch mein Kreuz die Schuld. Was mir damals am Todessee nicht gelungen war, entpuppte sich hier als Kinderspiel. Doreen war verunsichert, solche Situationen mußte man eigentlich immer ausnutzen. Bevor sie sich versah, hatte ich ihr mit einem einzigen Griff den Schlüssel aus der Hand gerissen und hielt ihn nun selbst fest. Ihr Wutschrei zitterte mir entgegen. Sie streckte den Arm aus, wollte an den Kristall, doch ich brachte selbst meinen Arm vor. Und in der Hand hielt ich das Kreuz.

»Vorsicht!« warnte ich sie. »Immer hübsch vorsichtig, das kann ich dir sagen.« Ihre Bewegung erstarrte.

Die Hand, schon zur Krallen geöffnet, schloß sich wieder. Das Gesicht zeigte Wut und Enttäuschung, die Lippen zitterten. Ich hatte ihr etwas sehr Wichtiges genommen.

Den Kristall hielt ich in der linken Hand. Auch von ihm ging eine gewisse Wärme aus, die sich auf meine Handfläche übertrug. Als ich ihn näher betrachtete, da stellte ich fest, daß er so durchsichtig gar nicht war. In seinem Innern waren seltsame Schlieren eingeschlossen, die wie gefroren wirkten.

»So«, sagte ich. »Diesmal bin ich an der Reihe. Wir werden die Gräber jetzt der Reihe nach öffnen und dann...«

»Nein«, unterbrach sie mich mit lauter Stimme, so daß die Antwort durch die unübersehbare Felsenhalle tief unter der Erde schallte.

»Was sollte mich abhalten?«

»Die Magie!«

»Sie ist vorhanden.«

Da kicherte sie schrill. »Nicht mehr, John Sinclair, nicht mehr. Du hast mit deinem Kreuz den Schlüssel zur Leichenstadt zerstört.«

»Ich will an die Gräber!«

»Auch dazu hat der Schlüssel nicht mehr die Kraft. Der Kristall ist leer. Seine Magie hat dein Kreuz gefressen.«

»War es der einzige Schlüssel, der existierte?« Allmählich wurde

mir die Tragweite ihrer Worte bewußt.

»Nein, nicht der einzige. Es gibt mehrere. Leider weiß ich nicht, wo man sie finden kann. Sie sind gut versteckt.«

Ich hatte ein Eigentor geschossen. Verflixt, das gefiel mir überhaupt nicht. Daß es mehrere Schlüssel geben sollte, hörte ich jetzt auch zum erstenmal.

Ich warf einen Blick auf den Kristall. Er hatte immer mehr an Farbe verloren und wirkte seltsam blaß. Fast weiß kam er mir vor, aber ich traute den Worten von Doreen Delano nicht so recht und wollte selbst die Probe aufs Exempel machen.

Deshalb ging ich zwei Schritte vor und erreichte den nächsten gewaltigen Steinsarg.

Wie Doreen, so hielt ich den Schlüssel an den Deckel. Nichts geschah. Das Tor zu den Großen Alten war verschlossen. Aber hatte ich nicht dadurch unter Umständen mein Leben gerettet? Wären die Großen Alten freigekommen, hätte es für mich böse ausgesehen. Ich glaubte nicht daran, daß ich den Kampf gegen die Übermacht gewinnen konnte.

So hatte diese Entmystifizierung des Schlüssels letztendlich auch ihr Gutes.

Aber es mußte weitergehen. Noch hatten sich die vier Hüter der Leichenstadt nicht gerührt. Es wäre normal gewesen, hätten sie in den Kampf mit eingegriffen, aber sie hielten sich vornehm zurück. Über den Grund konnte ich nur spekulieren.

Ich wollte sie auch nicht herausfordern, sondern Doreen mit ganz anderen Fragen löchern, solange noch Zeit war. »Wer, Doreen Delano, hat die Großen Alten hier begraben?«

»Es waren treue Diener.«

»Kennst du sie?«

»Nein, sie sind schon lange nicht mehr. Sie spielten auch keine allzu große Rolle, sondern hatten nur eben diese eine Aufgabe

übernommen. Aber es gab von ihnen Reste, die du ebenfalls schon gesehen hast. Erwinnere dich daran, wie tief die Großen Alten in der Erde liegen. Und diese Erde steckt voller Magie. Da sind es Geister und Dämonen, die in der Tiefe hausen und ähnlich wie der Höllenwurm Izzi zu den Großen Alten gehörten und ihnen gehorchten. So auch die sechs Zauberpriester, deren Schädel...«

»Moment«, unterbrach ich sie. »Sprichst du von der Schädelkette, Doreen?«

»Genau.«

Mein Lachen fiel hämisch aus. »Die Schädelkette hat längst das Zeitliche gesegnet, denn ich habe sie zerstört. Es ist noch gar nicht lange her, die Köpfe dieser Zauberer gerieten in die Hände eines Mannes, der zu einer furchtbaren Gefahr wurde, als er aus den Schädeln eine Kette hergestellt hatte. Im letzten Augenblick gelang es uns, die Kette zu zerstören.«[\[4\]](#)

Doreen winkte ab. »Das macht nichts. Es sind nur kleine Erfolge. Du kannst die Rückkehr der Großen Alten nicht stoppen, aber ein Grab ist offen, John Sinclair. Da kannst du hineinschauen.«

»Welches ist es?«

»Komm mit!« Sie gab mir ein Zeichen mit dem Kopf, und ich drehte mich um.

Als wäre nichts geschehen, ging sie locker und irgendwie beschwingt über den Pfad. Ich behielt sie genau im Auge und rechnete mit Tricks, aber sie dachte nicht daran, irgend etwas zu versuchen. Auch schielte ich hin und wieder nach rechts und peilte an der Felswand hoch. Dort lauerten meine Gegner. Sehr gefährliche Dämonen, die, wenn es hart auf hart kam, sich in den Kampf stürzen würden. Aus den Nischen in den hohen Felswänden schienen dunkle Schatten zu kriechen. Ich fühlte mich in dieser Atmosphäre sehr unbehaglich und ging automatisch langsamer, als ich sah, daß sich der Grüne Schein intensivierte.

Schon blieb Doreen stehen. »Das ist das letzte Grab in dieser Reihe«, erklärte sie.

Von mir bekam sie keine Antwort. Ich trat näher an das Grab heran und bekam die Erklärung dafür, weshalb das Grüne Licht hier so verhältnismäßig stark war.

Das Grab besaß keine Platte mehr. Es war offen!

Sekundenlang stand ich konsterniert und war sprachlos. Dann sprach ich Doreen auf das offene Grab hin an. »Weshalb ist es nicht geschlossen?«

»Kannst du dir das nicht denken?«

Ich hob die Schultern. »Ich möchte hier nicht spekulieren. Aber kann es mit Kalifato zusammenhängen?«

»Ja, du hast den richtigen Schluß getroffen. Es hängt mit dem großen Kalifato zusammen. Schließlich hat er sein Grab verlassen und ist dir bereits erschienen.«

Da hatte sie recht. Kalifato befand sich noch in guter Erinnerung bei mir. Er allein trug die Verantwortung für die Entvölkerung des Dorfes Darkwater. Und dafür haßte ich ihn!

»Tritt ruhig näher!« forderte die Frau mich auf. »Schau in das Grab hinein, du bist ja immer so neugierig.« Sie selbst ging etwas zurück, um mir den freien Blick zu gönnen.

Ich schaute sie an.

Doreen lächelte. War es ein hintergründiges Lächeln? Wußte sie mehr? Wollte sie mich wieder reinlegen?

Ich vertraute auf mein Kreuz, das bisher jede Magie abgewehrt hatte. Meine Schritte waren kaum zu hören, als ich mich diesem ungeheuer großen Grab näherte. Daneben blieb ich stehen.

Allmählich senkte ich meinen Blick. Ich bekam plötzlich ein seltsames Gefühl. Selbst konnte ich es nicht deuten. Vielleicht war es am besten mit einer innerlichen Unruhe zu umschreiben. Die Ereignisse in der Leichenstadt waren doch nicht so spurlos an mir

vorübergegangen. Das hier war für mich eine fremde Welt, die tödliche Überraschungen bergen konnte.

Das Grab zeigte die gleiche Größe wie die anderen auch. Die Tiefe war unheimlich. Mir lief eine Gänsehaut über den Rücken, als der Blick sich darin festfraß.

Zuerst sah ich nur einen grünen Schlund.

Unendlich weit breitete er sich vor meinen Augen aus. Er schien ins Nichts zu führen, in eine nicht meßbare Ferne. Seine Abmessungen an den Rändern waren nicht klar, sie traten auch nicht scharf hervor, ich sah sie nur verschwommen und von leichten grünlichen Dunstschleiern umwallt.

Aber da gab es eine Bewegung innerhalb des Tunnels. Nah und doch unendlich weit entfernt konnte ich sie wahrnehmen. In diesem Dimensionsschlund bewegten sich Menschen. Zwei größere und ein kleinerer.

Erwachsene und ein Kind?

Ich wußte es nicht, ich merkte nur, daß sich mein Magen irgendwie verkrampfte, und ich ahnte, daß dieser Tunnel noch eine besondere Bedeutung für mich bekommen würde.

War er das Bindeglied zur Außenwelt?

Jetzt drehten sich die Menschen um. Die kleine Person wurde von den beiden größeren in die Mitte genommen, und sie schwebten auf mich zu. Meine Sichtperspektive wurde besser, ich konnte an den dreien vorbeischaun.

Gesichter - Gestalten.

Hinter den einsamen Wanderern.

Gesichter, die ich kannte. Oder täuschte ich mich. Gaukelte mir meine Phantasie etwas vor?

Nein, zum Teufel, nein. Das war eine Tatsache, ich irrte mich nicht, und mir brach aufgrund dieser Gewißheit der Schweiß aus. In der Ferne, vielleicht dort, wo der Tunnel sein Ende zeigte, da warteten

meine Freunde.

Suko, Myxin und Kara!

Selbst Kara und Myxin, die nichts so leicht erschüttern konnte, standen plötzlich neben Suko und starrten gebannt in den unheimlichen Tunnel. Sie schwiegen, aber ihre Gesichter spiegelten das wider, was sie empfanden.

Staunen!

Suko schluckte. »Wie ist das möglich?« flüsterte er. »Und verdammt noch mal, wo befindet sich John?«

»In der Leichenstadt«, lautete die Antwort. »Er muß sich einfach in der Leichenstadt befinden.«

Suko schaute Kara an, die diese Worte gesprochen hatte. »Können wir ihn da nicht herausholen?«

»Hatten wir das nicht sowieso vor?«

»Im Prinzip hast du recht. Mir ging es um die drei Menschen, nun ist John noch hinzugekommen.« Suko schaute die Freunde an. »Laßt uns nicht länger warten.«

Kara hatte noch Bedenken. »Es wird nicht einfach sein«, sagte sie. »Wir müssen uns absichern.«

»Aber wie?«

»Durch eine Beschwörung.«

Suko schaute die Schöne aus dem Totenreich an. Er schüttelte den Kopf. »Eine Beschwörung dauert viel zu lange. Verdammt, John befindet sich in der Leichenstadt. Er wird dort gefangen sein. Wir haben bisher nur sein Gesicht gesehen, aber ich bin mir sicher, daß wir ihn bald in Aktion erleben...«

»Suko!«

»Ich gehe«, sagte der Chinese innerlich erregt. »Ich kann ihn nicht allein lassen. Wenn ihr mir den Rücken deckt, wird schon nichts schiefgehen, ich verlasse mich auf euch.« Nach diesen Worten nickte

er und wandte sich um.

»Versündigen Sie sich nicht!« rief Schwester Bonifatia. »Großer Gott, hier spielen Kräfte eine Rolle, die Sie nicht steuern können. Wirklich, Inspektor...«

Suko zeigte keine Einsicht. Er hatte einmal einen Entschluß gefaßt und blieb auch dabei.

Da er dicht an der Öffnung stand, brauchte er sowieso nur wenige Schritte, um sie zu erreichen. Keiner hielt ihn mehr auf. Er sah auch nicht den verzweifelten Ausdruck auf den Gesichtern der Freunde. Suko war einzig und allein auf die Erreichung seines Ziels fixiert. Schon hatte er die magische Schwelle überschritten. Sofort war alles anders. Suko spürte die fremde Welt, die auch fremde Einflüsse ausströmte. Er kam sich vor wie in einem Käfig mit engen Wänden. Der Chinese bekam Schwierigkeiten mit der Luft. Seltsame Kräfte umgaben ihn.

Fremde, magische Gedanken, die von Tod und Vernichtung erzählten, von einem geheimnisvollen Spinnen-Zauber. Aber nie waren diese Gedanken klar und verständlich, sondern bewegten sich in einem Kreisel, der in Sukos Kopf surrte. Er ging.

Ohne es eigentlich bewußt zu steuern, setzte er seine Beine vor. Auch ihn umgab der grüne Schein, drang wie eine Säure in seinen Körper und ergriff von ihm Besitz.

Jetzt kristallisierten sich Stimmen hervor. »Willkommen bei uns! Willkommen bei den Verlorenen der Leichenstadt. Kalifato wartet auf dich. Er will dich, er macht dich zu seinem Diener. Geh weiter, immer weiter. Du wirst die Leichenstadt erreichen, und sie wird dich fressen. Hörst du? Fressen!«

»Neiinin!«

Diese Antwort löste sich als gellender Schrei von den Lippen des Inspektors. Er wollte auf keinen Fall gefressen werden. Die Leichenstadt durfte ihn nicht verschlingen. Sie...

Suko blieb stehen.

Unheimlich war es. Das Gefühl einer großen Angst umgab ihn. Weit riß er die Augen auf, er wollte sehen, er wollte erleben. John Sinclair wartete auf ihn, aber der war am Ende dieses unheimlichen Tunnels verschwunden, wie auch die Familie Moore, von der Suko nichts mehr sah. Dafür traf ihn die Magie.

Plötzlich war wieder das Brausen um ihn herum.

Ein gewaltiges Geräusch, vergleichbar mit dem pfeifenden Atemholen eines urwelthaften Riesen, umfing ihn, rüttelte an seinem Körper, ließ die Kleidung flattern und zerrte auch an ihm. Es riß ihn in die Höhe. Plötzlich besaß der Inspektor keinen Kontakt mit dem Boden mehr. Die Beine waren ihm weggerissen worden. Angst umkrallte sein Herz. Er schrie seine Not hinaus, die Augen hielt er weit aufgerissen, und er merkte, daß diese Kräfte mit ihm spielten, als wäre er nur ein Ball und kein Mensch.

Suko war kein Ball. Er konnte sich wehren, er würde sich wehren. Schon einmal hatte er es geschafft und war dem gewaltigen Sog entkommen, auch beim zweitenmal mußte es gelingen.

Der Inspektor stemmte sich gegen den Druck. Nach vorn wurde er gezogen, er jedoch strampelte mit den Beinen, wollte freikommen oder den Vorgang wenigstens stoppen.

Der Sog zog ihn nicht nur nach vorn, er drehte ihn auch und wirbelte ihn herum.

Plötzlich flog Suko auf den Rücken, dann wieder auf die Seite, und er konnte nach vorn schauen, wo sich der Ein-oder Ausgang des Dimensionstunnels befand.

Er sah seine Freunde.

Kara und Myxin wirkten seltsam klein. Wie weit entfernt stehende Zwerge. Sie hatten die Hände ausgestreckt, es war ein sinnloses Unterfangen, Suko konnte nicht mehr gerettet werden. Die Magie der Leichenstadt ließ ihn nicht los.

Gelächter schallte in seinen Ohren. Suko konnte nicht feststellen, aus welcher Richtung es aufbrandete, es war einfach überall und erreichte ihn wie dröhnende Trompetenklänge. Die Geister der Leichenstadt boten ihm ihren Willkommensgruß.

Noch gab Suko nicht auf. Er suchte nach einem Ausweg, griff zu, wollte sich festhalten, doch wo er auch zupacken wollte, seine Hände griffen immer ins Leere.

Trotz der ihn umgebenden fremden Einflüsse arbeiteten seine Gedanken seltsam klar und scharf. Er dachte auch an den von Buddha hergestellten Stab. Wenn er ihn einsetzte, konnte er die Zeit für fünf Sekunden anhalten.

Was nutzte es?

Nein, die Spanne war viel zu kurz. Suko würde in dieser Zeit den Weg nicht mehr zurückfinden. Zudem war fraglich, ob die Magie des Stabs in dieser Dimension auch ihre Gültigkeit besaß.

Zu viele Risiken, das sah Suko ein. Und er konnte auch nichts mehr unternehmen, denn die Magie verstärkte sich noch. Die Kräfte wurden intensiviert. Sie packten Suko und schleuderten ihn mit verheerender Wucht tiefer in den Dimensionsschlauch hinein...

Suko, Kara und Myxin!

Drei Freunde von mir. Sie standen am Ende des Tunnels und warteten auf mich.

Ich rieb über meine Augen. Konnte das denn wahr sein? Erlebte ich nicht vielmehr eine optische Täuschung? Spiegelte mir meine Phantasie das vor? Wenn dies der Fall war, dann war die Entfernung zu meinen Freunden trotzdem noch unmeßbar und unendlich weit. Zudem befanden sich zwischen ihnen drei Personen, die sich dem Ende des Tunnels schneller näherten.

Ich war gebannt, hatte jedoch meine erste Überraschung abgeschüttelt und versuchte, das Phänomen zu analysieren.

Kalifato war diesem Grab entstiegen. Leer lag es vor mir. Oder es mußte eigentlich leer vor mir liegen, doch etwas stimmte daran nicht. An das Grab schloß sich ein Dimensionstunnel an, durch den Kalifato in unsere Welt gelangen konnte.

Aber nicht nur er. Wenn ich recht überlegte, war es praktisch eine Folge, daß auch die anderen fünf Gräber diese Dimensionstunnel besaßen. Daß heißt, die sechs Großen Alten hatten immer eine Chance, aus ihren Gräbern in die normale Welt zu gelangen.

Unglaublich, dennoch eine Tatsache, die mir allerdings Herzklopfen bereitete. Mir war hier auf drastische Art und Weise klargemacht worden, wie gut und sicher die Chancen der Großen Alten doch standen. Nur - was hatte sie bisher daran gehindert, die Tunnel auch zu benutzen? Waren die anderen vielleicht verschlossen?

Diese Hoffnung blieb mir, als ich mich umdrehte, mich in die Höhe schraubte und Doreen Delano anblickte.

»Nun, John Sinclair?« höhnte sie.

Ich mußte mich räuspern, um sprechen zu können. »Ist dies der Tunnel, um in die normale Welt zu gelangen?« fragte ich.

»Ja, das ist er.«

»Wieso ist er offen?«

»Das hat Kalifato zu verantworten.«

»Und wo steckt er?«

»Überall.« Sie lächelte. »Siehst du das grüne Licht nicht? Das ist Kalifato.«

Ich war über diese Antwort ein wenig verwirrt. »Aber wie ist es möglich, daß Menschen von sich aus durch den Tunnel gelangen? Hat Kalifato dies auch zu verantworten?«

»Nein. Er hat zwar den Tunnel geschaffen, ihn allerdings auch versperrt. Daß Menschen in ihn hineingelangt sind, hat ein kleines Mädchen zu verantworten, das seine Eltern suchte. Erinnerst du dich

an eine gewissen Jennifer Moore?«

»Ja, gut sogar.« Ich dachte wieder an die Kleine, die als einzige das Inferno in Darkwater überlebt hatte. Ihr war nichts passiert, weil sie sich während des magischen Einfalls in einer Kirche aufgehalten hatte.

»Kalifato wollte alle. Auch das Mädchen gehörte dazu. Und er bekam es. Er beeinflusste ihren Geist. Sie konnte Kontakt mit ihren Eltern aufnehmen, wurde gerufen und bekam noch in deiner Welt den Keim der Leichenstadt eingepflanzt. Für sie öffnete sich der Tunnel, so daß sie mit ihren Eltern vereint werden konnte.«

Sprachlos schaute ich Doreen an. Was sie mir da berichtet hatte, war ungeheuer, aber eine Tatsache. Ich sah es mit eigenen Augen und bekam im nächsten Augenblick die Bestätigung, denn aus dem Grab erschienen drei geisterhafte Wesen.

Die Familie Moore!

Vater und Mutter hatten die Kleine zwischen sich genommen. Mit letztem Schwung verließen sie den Dimensionstunnel, stützten sich an den Grabrändern ab und standen vor uns.

»Jennifer«, hauchte ich. »Mein Gott, Kleine, erkennst du mich nicht mehr?«

»Laß das Kind.« Die Stimme des Mannes klang drohend. Erst jetzt schaute ich mir ihn genauer an.

Die Leichenstadt hatte ihn verändert!

Darüber brauchte ich nicht überrascht zu sein. Schon in Darkwater hatte ich die Menschen mit der grünen Haut gesehen, als sie in den Bannstrahl des Kalifato gelangt waren. Nur zeigte sich die Farbe in dieser Umgebung noch stärker und intensiver. Bei allen dreien war das so. Die komplette Familie Moore stand unter dem Bann der Leichenstadt.

Das mußte ich mir erst einmal klarmachen. Ich sah mich noch in Darkwater neben Jennifer sitzen und sie trösten, als ihre Katze

gestorben war. Ich hatte ihr versprochen gehabt, sie mit ihren Eltern zusammenzuführen, dieses Versprechen hatte ich nicht halten können. Nun war sie bei ihren Eltern. Allerdings auf eine andere Art und Weise, als ich es mir gewünscht hatte.

Das Kind schaute mich trotz der scharfen Bemerkung seines Vaters an. Der Ausdruck seines Gesichts hatte sich verändert. Er war verbissener geworden, lauernder - ja, gemeiner. Plötzlich öffnete die Kleine den Mund und würgte eine Spinne hervor.

Ich fuhr zurück.

Das Lachen ihres Vaters traf mich. »Ich wußte es, und du wirst es auch wissen. Jenny gehört zu uns in die Leichenstadt. Sie wollte kommen, denn sie hat Kontakt aufgenommen und auch den Weg zu uns gefunden. Jetzt sind wir wieder vereint.«

»Dann geht zu den anderen«, sagte Doreen Delano und wies irgendwo in das uns umgebende grüne Dunkel.

»Moment noch«, sagte ich. »Da wären noch einige Sachen zu klären.«

»Und welche?« fragte Mr. Moore.

»Jennifer bleibt hier.«

Der Mann hob die Augenbrauen. Für einen Moment erinnerte er mich an Mr. Spock aus der Serie Star Trek. Dann schaute er seine Frau an, die den Kopf schüttelte.

Und Jennifer hatte es ebenfalls verstanden. Sie preßte sich eng an ihre Mutter, als würde sie dort den nötigen Schutz finden. Ich ließ mir hier die Butter nicht vom Brot nehmen. Noch befand ich mich im Vorteil, den wollte ich auch ausnutzen. Wenn erst einmal die vier Hüter der Leichenstadt eingriffen, war es zu spät. Außerdem brauchte ich Jennifer nicht mehr zu den Menschen zu zählen. Sie sah zwar aus wie ein Mensch, doch die Spinne, die aus ihrem Mund gekrochen war, hatte mir genug bewiesen.

Die Kleine konnte man als eine Mutation bezeichnen. Ich war sehr

schnell, kündigte meine Reaktionen auch nicht an, und riß Jennifer an mich.

Die Frau schrie wie eine Sirene. Doreen Delano warnte mich durch einen Zischlaut, und Mr. Moore griff mich an.

Mit der linken Hand hielt ich Jennifer, mit der rechten aber stoppte ich ihn.

Und ich hatte das Kreuz.

Das Gurgeln aus seinem Mund verstummte abrupt, als er mit dem geweihten Kruzifix Bekanntschaft machte. Ich hatte es ihm genau ins Gesicht gestoßen, sah sekundenlang dort den Abdruck und erkannte dann, wie das gesamte Gesicht in eine krabbelnde und zuckende Bewegung geriet.

Spinnen!

Er löste sich auf. Zuerst allerdings veränderte er sich noch in ein Spinnenmonstrum, sein gesamter Körper bestand nur aus einem Gewimmel von blassen, vierbeinigen Spinnen, bis sie eine andere Farbe annahmen, schwarz wurden und auch Rauch aus ihnen stieg. Sie verbrannten innerlich zu Staub, der schließlich zu Boden rieselte und dort als Schicht liegenblieb.

Der Rest eines Menschen, der einmal der furchtbaren Leichenstadt gehört hatte.

Auch ich schüttelte mich. Emotionen konnte ich mir nicht leisten. Mit harter Stimme rief ich: »Wer es als nächster versucht, dem wird es ebenso ergehen!«

Diese Warnung reichte. Plötzlich hielten sich die anderen beiden zurück. Mrs. Moore hatte ihr Gesicht verzogen, als würde sie gleich anfangen zu weinen, während mich Doreen Delano haßerfüllt anstarrte. Jennifer bewegte sich nicht. Starr hing sie in meinem Griff. Ihre Augen waren weit aufgerissen, sie ahnte, daß ich auch sie vernichten konnte, und ich würde es auch tun.

»Ich will von dir wissen, wie alles passiert ist«, sagte ich. »Du

erzählst es mir ganz genau, verstanden?«

»Ja.«

»Dann los!« Das Kreuz hielt ich so, daß sie es anstarren konnte. Es befand sich nur eine Handbreit von ihrem Gesicht entfernt. Wie auch ich mußte sie die lautlosen Explosionen sehen, die sich an den Rändern des Kruzifixes abspielten.

Es schüchterte sie stark ein, denn Jennifer redete plötzlich. Ich erfuhr, wie sie zu ihren Eltern Kontakt aufgenommen hatte, erst in Träumen, dann durch gesteuerte Gedankenkraft, und bei der letzten hatte sie es geschafft, den Kontakt so ausreifen zu lassen, daß zwischen den Dimensionen eine Verbindung entstand.

So war der seltsame Tunnel entstanden, der das Grab des Kalifato und die Leichenstadt miteinander verband.

Und in diesem Tunnel hatte ich Suko gesehen!

Er war im Augenblick mein brennendstes Problem. Und gleichzeitig meine Achillesferse. Solange der Tunnel Bestand hatte, war Suko einigermaßen in Sicherheit. Aber das gelang nur, weil Jennifer Moore die Kraft dazu aufgebracht hatte. Wenn sie nicht mehr mitspielte oder ihr bewußt wurde, welch eine Macht sie in den Händen hielt, dann sah es für mich fast so schlecht aus wie für Suko.

Dieser Gedanke war mir erst jetzt gekommen, und mit wurde klar, daß ich das Mädchen überhaupt nicht töten konnte. Im Gegenteil, ich mußte es beschützen.

Erst einmal wollte ich nach meinem Freund und Partner schauen. Jennifer schob ich bis dicht an den Grabrand. Wir blieben stehen, ich senkte den Kopf und schaute in den langen grünen Tunnel. Unendlich klein sah ich Sukos Gestalt. Ich entdeckte auch in weiter Ferne das Ende des Tunnels. Er schien mir mit einer Röhre vergleichbar zu sein, die eine kaum meßbare Länge besaß, aber dem Ende entgegen immer schmaler wurde.

Hatte ich nicht Myxin und Kara dort gesehen? Ja, aber nun

entdeckte ich sie nicht mehr. Die beiden waren verschwunden. Gern hätte ich Zusammenhänge gewußt, doch die konnten sie mir nicht geben, Jennifer Moore sicherlich auch nicht - es blieb nur Suko.

Ich brüllte seinen Namen.

In diesen langen, unmeßbaren Tunnel hinein schallte meine Stimme. Sie wurde weitergetragen, verstärkte sich sogar noch, als hätte ich in ein Megaphon gerufen, steigerte sich zu einem donnernden Hall, bevor sie in einem bellenden und dröhnenden Gelächter endete, das ich allerdings nicht ausgestoßen hatte.

Auch nicht Doreen Delano, sondern ein anderer, Herr dieser Leichenstadt und einer der Großen Alten.

Kalifato!

Myxin schüttelte den Kopf. Kara nickte zustimmend, denn sie wußte, was der kleine Magier meinte.

Es wäre der reine Wahnsinn, hätten sie versucht, dem Inspektor zu folgen.

Die beiden waren zwar ungemein mutig, doch sich mit offenen Augen ins Unglück zu stürzen, das lehnten sie ab. Sie schauten Suko nach. Der Dimensionstunnel hatte ihn geschluckt. Er war wie ein grüner gieriger Schlund, ein gefräßiges Maul, das alles in sich hineinsaugte und nie mehr freiwillig abgab.

Der Chinese wurde zum Spielball fremder Kräfte. Es tat Kara und Myxin in der Seele weh, zu erleben, wie wehrlos Suko war, wie man an ihm zerrte, ihn hin und her schleuderte und der Tunnel ihn wie ein Saugtrichter immer tiefer in die Unendlichkeit der Dimensionen riß. Jemand lief auf die beiden zu. Es war die Schwester Bonifatia. Sie versuchte, die Vorgänge zu erfassen, sie zu begreifen und wollte auch eine Erklärung finden. Dabei setzte sie zum Reden an, doch sie schüttelte den Kopf, denn ihr war klargeworden, daß sie keine Antwort bekommen würde.

Nicht von diesem grünen unheimlichen Schlund.

Und die zwei Fremden? Die Schwester schaute Myxin und Kara an.

»Wer sind Sie?« hauchte sie.

»Spielt das eine Rolle?« fragte Kara.

»Ja, ich...«

»Der Inspektor hat Ihnen ja erklärt, mit wem Sie es bei uns beiden zu tun haben«, fügte Myxin hinzu. »Schon, aber...«

Myxin schaute die Frau fragend an. »Was ist mit aber?«

Sie winkte ab. »Es ist alles so egal und unbegreiflich«, flüsterte sie. »Da denkt man, helfen zu können, und man muß einsehen, daß dies überhaupt nicht geht.«

»So etwas sollte man nie behaupten«, bemerkte Kara. Die Augen der Frau wurden groß. Eine Gänsehaut rann über ihr Gesicht.

»Gibt es denn eine Chance?«

»Möglicherweise für den Inspektor. Schauen Sie in den Dimensionstunnel, Schwester.«

Die Frau beugte sich ein wenig vor. Sie sah die Gestalt des Inspektors, der irgendwo zwischen den Dimensionen feststeckte. Greifbar nah und doch so weit weg.

»Müssen wir hinein?«

»Vielleicht«, sagte Kara. »Zuvor jedoch will ich eine andere Möglichkeit ausprobieren. Und dabei sollen Sie mir helfen, Schwester. Schaffen Sie das?« Ernst schaute die Schöne aus dem Totenreich die Schwester an. Sie nickte. »Ich werde mein Leben dafür geben!«

Es waren Worte voller Pathos. Aber sie klangen nicht falsch, die Schwester meinte es ernst.

»Gut, dann werden wir den Versuch wagen. Aber kein anderer darf davon erfahren. Was sie jetzt unternehmen, muß erstens schnell gehen, und zweitens darf es keiner merken.«

»Ich werde mich bemühen.«

Myxin sprach für Kara weiter. »Wir brauchen ein langes Seil, Schwester. Ich denke da an so etwas wie ein Lasso. Sie verstehen?«

»Ja!«

»Gut, wenn Sie das aufgetrieben haben, brauchen wir Holzkreuze. Ungefähr in folgender Größe!« Myxin breitete seine Arme aus und zeigte der Schwester, was er meinte.

Die Frau dachte mit. »Wie viele Kreuze benötigen Sie?«

Myxin und Kara überlegten gemeinsam. Das Mädchen wiegte den Kopf. »Vielleicht fünf.«

»Das läßt sich machen.«

»Auch sofort?«

»Ich werde mich beeilen«, versprach Schwester Bonifatia, drehte sich um und verließ den Raum.

Kara und Myxin blieben zurück. Beide Gesichter zeigten einen besorgten Ausdruck.

Sie sahen Suko als eine kleine Figur im Tunnel zwischen den Zeiten. Von der Familie Moore konnten sie nichts mehr erkennen. Sie hatten ihr Ziel bereits erreicht.

»Warum ist Suko noch nicht da?« Kara wunderte sich. »Es mußte doch für die andere Seite ein Triumph sein, beide Geisterjäger in der Leichenstadt gefangenzuhalten.«

»Vielleicht wollen sie das gar nicht.«

»Was sollte der Grund sein?«

»Darüber habe ich mir bereits Gedanken gemacht«, erklärte der kleine Magier. »Sie werden sicherlich wissen, daß wir an diesem Tunneleingang postiert sind. Sinclair befindet sich in der Leichenstadt. Suko im Dimensionstunnel. Da wir Freunde der beiden sind, rechnen sie damit, daß wir ihnen folgen.«

»Und dann?«

»Nichts wäre besser für sie. Sobald wir uns innerhalb des Tunnels befinden, werden sie ihn zusammenbrechen lassen. Sie heben die

Magie auf, und wir sind...«

»Gefangene der Dimensionen«, vollendete Kara mit sehr leiser Stimme.

»Das genau meine ich«, sagte Myxin. »Du hast gut mitgedacht.«

»Ich bin auf eine ähnliche Idee gekommen. Hätte ich sonst den Vorschlag mit dem Lasso oder dem Seil gemacht?«

»Sicherlich nicht. Wobei ich nur hoffe, daß die Schwester es schafft.«

»Und wenn nicht?«

»Müssen wir es bei den flammenden Steinen versuchen, was uns wiederum Zeit kostet. Wobei wir nicht einmal wissen, ob dort eine Beschwörung Erfolg bringen wird.«

Da stimmte Kara zu.

So warteten sie und beobachteten den Dimensionstunnel. Unheimlich sah er aus. An seinen Rändern wallten die grünlichen Nebelschwaden. Sie erinnerten an lange Geisterfinger, die durch den Tunnel krochen, hin und her wehten, Wolken bildeten, auseinandergerissen wurden, um den Weg wieder von vorn zu beginnen.

Es war Bewegung innerhalb des Tunnels. Die Mitte ließen die Nebelschwaden frei. Aus diesem Grunde besaßen Kara und Myxin den ausgezeichneten Blick.

Leider konnten sie nicht bis zum Ende dieses Dimensionsschlauches sehen. Dort versperrte ihnen eine unruhig wabernde grüne Nebelwand die Sicht.

»Das ist das Reich des Kalifato«, flüsterte Myxin und nickte dabei. »Das grüne Licht ist sein Schatten. Er wirft ihn verdammt weit hinaus.«

»Sollten wir Suko tatsächlich retten können und John Sinclair ebenfalls, muß der Tunnel geschlossen werden. Es darf keine Verbindung von der Leichenstadt auf die Erde geben. Die Gefahr

würde ungeheuer und kaum zu überblicken sein.«

Durch Nicken gab Myxin der Schönen aus dem Totenreich recht. Dann hörten sie Schritte. Sie stoppten vor dem Raum, und die Tür wurde aufgerissen.

Schwester Bonifatia kam zurück. Ihr Gesicht war gerötet. Sie mußte tief Luft holen, aber sie hatte etwas. Schwungvoll warf sie das Seil in den Raum.

»Reicht es?« fragte sie.

Myxin hob das Seil auf und fächerte es auseinander. Kara prüfte es mit. Sie nickten gemeinsam.

»Ja, das müßte gehen«, sagte der kleine Magier. Dann schaute er hoch.

»Und die Kreuze?«

»Die besorge ich noch«, erwiderte die Schwester mit fester Stimme. Dann verschwand sie.

»Auf diese Frau können wir uns verlassen«, meinte Kara.

»Ja, sie wird uns eine große Hilfe sein. Komm, faß mal mit an! Wir wollen alles vorbereiten.«

Myxin und Kara zogen das Seil so auseinander, daß es wie eine Riesenschlange wirkte, die sich gestreckt hatte. Anschließend konnten sie nur noch warten.

Für die Schwester war es sicherlich nicht einfach gewesen, das Seil aufzutreiben, aber noch schwerer würde es sein, die Kreuze ungesehen herbeizuschaffen. Darauf kam es an. Niemand sollte etwas merken, und das Heim war mit Kindern gut bestückt.

Myxin und Kara lauschten.

Vor Minuten noch war es ziemlich still gewesen, nun hörten sie gedämpft klingende Kinderstimmen. Die Mittagsruhe war vorbei. Die Kinder, die lange gesessen hatten, mußten sich austoben. Sie rannten durch die Gänge und die Treppenflure. Die Echos ihrer Schritte hallten bis in den Keller.

Aber auch andere Schritte erklangen. Danach ein dumpfes Klopfen an der Tür. Myxin war mit ein paar schnellen Schritten da und öffnete. Die Schwester schaute ihn an. Sie atmete heftig, ihr Gesicht war noch stärker gerötet. Mit beiden Händen hielt sie die großen Holzkreuze umklammert. Damit diese ihr nicht aus den Fingern rutschten, hatte sie die Kreuze fest gegen sich gepreßt.

»Es sind nur fünf...«

»Macht nichts.« Myxin packte zu und nahm ihr einige Kreuze ab. Drei trug er zu Kara.

Es hatte mal eine Zeit gegeben, wo Myxin kein Kreuz anfassen konnte. Das jedoch war vorbei. Er stand nicht mehr auf der Seite der schwarzmagischen Kräfte.

Schwester Bonifatia blieb aufatmend stehen, schaute jedoch ängstlich in die Runde. »Werden die Kreuze reichen?« erkundigte sie sich.

»Sie müssen«, erwiderte Kara.

Die Frau nickte. Scheu schaute sie auf den grünlich glosenden Eingang. Auch sie sah den zwischen den Dimensionen und Zeiten treibenden Chinesen. Seine Gestalt wirkte nicht größer als die eines Zwergs. Kara machte sich bereits an die Arbeit. Sie knotete das erste Kreuz an dem Seil fest. Dabei drehte sie einen Doppelknoten, damit das Kreuz auch genügend Halt hatte.

Myxin nahm sich inzwischen das andere Ende vor. Auch hier befestigte er ein Kreuz.

Beide arbeiteten geschickt und schnell. Hin und wieder peilten sie auf die Öffnung. Dort hatte sich noch nichts verändert. Alles blieb wie zuvor. Dann waren die fünf Kreuze befestigt.

Die beiden schauten sich an. »Alles klar?« fragte der kleine Magier heiser.

»Ja, wir können.«

»Und Sie wollen das Seil dort wirklich hineinwerfen?« erkundigte

sich die Schwester.

»Natürlich«, erwiderte Kara. »Suko muß es fangen.«

Schwester Bonifatia schüttelte den Kopf. »Aber das geht nicht. Schauen Sie mal, wie weit er entfernt ist. Das Seil, das wir haben, ist viel zu kurz.«

»Nein, denn die Maße des Tunnels können Sie mit der Länge des Seils nicht vergleichen«, warf Myxin ein. »Die Entfernung kann täuschen, glauben Sie mir.«

»Dann ist er nicht so lang?«

»Genau.«

Myxin hielt den Anfang des Seils fest. Er war bis dicht an die Öffnung herangetreten. Bevor er das mit den Kreuzen präparierte Seil in den Tunnel schleuderte, schaute er sich noch einmal um. Die beiden Frauen nickten. Kara war voll konzentriert. Die Schwester hatte auf einem Stuhl Platz genommen und betete. Ihre Lippen bewegten sich. Sie waren fast so blaß wie das Gesicht. Man sah es der Frau an, daß sie Angst hatte.

»Dann los«, sagte Myxin, trat einen Schritt zurück, schwang die Arme nach hinten, wuchtete sie vor und ließ das Seil los. In derselben Sekunde löste auch Kara ihre Hände.

Das mit den Kreuzen präparierte Seil bewegte sich wie eine Schlange. Die drei glaubten sogar, ein gewaltiges Fauchen zu hören, als es von dem Tunnel aufgesaugt wurde.

Es zischte förmlich hinein, bewegte sich unruhig voran und wurde kleiner.

Die drei sprachen kein Wort. Bis Schwester Bonifatia meinte: »Jetzt können wir wohl nur hoffen und beten...«

Kara und Myxin nickten...

Diesmal war ich der Überraschte. Obwohl ich damit eigentlich hätte rechnen müssen. Kalifato hatte sein Grab verlassen, ihm

gehörte die Leichenstadt, er hatte sich zu deren Herrscher aufgeschwungen, und er würde gnadenlos zuschlagen.

Ich war sein Feind. Ein Feind inmitten seines Reichs. Da konnten meine Chancen nur schlecht stehen.

Das Lachen dröhnte durch die gewaltige Felsenhalle. Als ein hämisches, schauriges Echo pflanzte es sich weiter fort, um irgendwo in der Ferne zu verklingen.

Gleichzeitig intensivierte sich auch das grüne Licht. Weit über mir, vielleicht am höchsten Punkt dieser Felsenhalle, da verdichtete es sich besonders stark.

Hockte dort Kalifato?

Ich warf einen schnellen Blick dorthin, erkannte jedoch nichts. Mir war dieser Dämon vom Aussehen her bekannt. Ich hatte ihn schließlich über dem Todessee gesehen und die Scheußlichkeit seines Gesichts noch in genauer Erinnerung.

Ich warf einen Blick zu den Gräbern der anderen Großen Alten. Da tat sich nichts. Sie blieben verschlossen. Bisher hatte nur einer seine Ruhestätte verlassen.

Kalifato!

Noch etwas anderes geschah. Aus den Schatten irgendwelcher entfernt stehender Wände lösten sich die Männer, Frauen und Kinder, die ich gut kannte.

Es waren die Bewohner von Darkwater.

Sie hatten sich auf schaurige Art und Weise verändert. Wie sie ankamen, das war schon schlimm. Sie gingen, als hingen sie an unsichtbaren Fäden. Die Füße schleiften durch den Sand. Einige stiegen sogar aus dem See. Daß sie dies taten, bewies mir, wie wenig man sie noch als Menschen bezeichnen konnte.

Sie waren Marionetten, Veränderte, Bewohner der Leichenstadt und voll integriert.

Ich schüttelte mich, als ich sie sah. Ein Schauer rann über meinen

Rücken. Das fahle Grün auf ihren Gesichtern erinnerte mich an eingefärbte lebende Leichen.

Kalifato hatte sie gerufen, und sie kamen.

Mrs. Moore vor mir begann hämisch zu lachen. »Jetzt ist dein Ende nahe, John Sinclair«, versprach sie mir. »Lange genug haben wir warten müssen, doch die Leichenstadt wird auch dich schaffen.«

Die Chancen für ihre Behauptung standen in der Tat gut. Ich atmete ein paarmal tief durch. Mein Gesicht war schweißnaß. Die Hände zitterten. Gleichzeitig mußte ich noch die kleine Jennifer beschützen, denn sie war mein Garant dafür, daß Verbindung durch die Dimensionen aufrechterhalten wurde.

Ich dachte auch daran, mich in den Tunnel zu stürzen. Es war vielleicht die einzige Chance, die ich noch hatte, doch Kalifato machte mir einen Strich durch die Rechnung.

Wie schon einmal am Todessee, so sah ich auch jetzt wieder den grünen Strahl, wie er aus dem Brunnen in die Höhe stach und dabei einen Halbkreis beschrieb.

Er begann in der Tiefe, und er endete bei Kalifato. Ob ich es wollte oder nicht, es war wie ein Zwang, diesem Strahl mit den Blicken zu folgen.

Abermals sah ich das Gesicht des schrecklichen Dämons. Wie bei der ersten Begegnung schwebte er hoch über mir, zeichnete sich deutlich unter dem oberen Ende dieser riesigen Höhle ab, und der Kopf war eine Ausgeburt des Schreckens.

Natürlich hatte er eine grüne Haut. Sehr stark und intensiv sogar. Die Nase war breit. Die Augen geschlitzt, und sie zeichneten einen Bogen im Gesicht dieses Dämons. Er hatte spitze, hohe Ohren, die unnatürlich im Verhältnis zum Kopf standen. Der Mund bestand aus dicken Lippen. Darunter war das relativ kleine Kinn zu sehen. Es wurde von der herabhängenden Unterlippe fast berührt. Und noch etwas fiel auf.

Rote, breite Streifen in seiner Gesichtshaut. Sie wirkten so wie bei manchem Indianer, der sich angemalt hatte, weil sein Medizinmann den Toten tanz befahl.

Der Stahl stach aus den Lippen. Man nannte Kalifato auch den Todesboten, auf seine dämonische Art und Weise war er ein Kannibale, denn die Mensehen aus Darkwater waren damals in seinem Maul verschwunden, und ich hatte nichts tun können.

Nach wie vor stand der grüne Strahl wie eine Mauer. In Spanien hatte ich ihn einmal zerschlagen können, doch hier würde mir dies kaum möglich sein.

Ich besaß kein Schwert mehr, dessen Magie stark genug gewesen wäre, um so etwas zu erreichen.

Die Leichenstadt machte mobil.

Kalifato blieb nicht der einzige, denn hinter mir vernahm ich Schreie. Ich kreiselte herum und sah jetzt wieder die vier Hüter der Leichenstadt. Besonders fiel mir der Dämon mit seinem flammenden Schädel auf. Sein Haar leuchtete in einem wilden, feurigen Schein. Er bildete auf seinem Kopf eine lodernde Fackel, geriet auch in das grüne Licht und bekam einen fahlen Schein.

Er sprang über die Gräber hinweg und blieb auf dem Weg stehen. Der nächste folgte. Es war die Bestie mit den grünen Knochen. Dann kam der Gesichtslose. Der letzte, die Mensch/Raubtiermutation sprang ebenfalls.

Die vier standen bereit.

Abermals hörte ich das Lachen des Kalifato. Danach erklang seine Stimme. Von überallher schien sie zu kommen, als hätte jemand gewaltige Lautsprecher aufgestellt, und sie dröhnte in meinen Ohren.

»Ich habe meinen Freunden versprochen, daß sie an dir Rache nehmen können, John Sinclair. Das sollen sie jetzt tun. Aber noch kannst du wählen. Entweder begibst du dich freiwillig in unsere Hand und wirst ein vollwertiges Mitglied der Leichenstadt, oder

aber du läßt es auf einen Kampf ankommen. Was ist dir lieber?«

»Nie werde ich mich freiwillig in eure Hände begeben«, erwiderte ich laut.

»Gut, du hast dich entschieden. Jetzt mußt du auch die Folgen tragen!«

Sein Lachen war schon widerlich. Gleichzeitig bewegte sich auch der breite Strahl.

Er löste sich vom Brunnen und wanderte allmählich auf mich zu. Ich bekam es mit der Angst zu tun, denn ich hatte erlebt, wie es Suko ergangen war, als er von dem Strahl berührt wurde. Mein Freund war voll in den Bann des Kalifato geraten, das wollte ich auf keinen Fall riskieren.

Ich ging zurück.

Dabei schaute ich über die Schulter und sah hinter mir den Flammenschädel. Er stand geduckt da und lauerte. Dieser Dämon wartete nur darauf, daß ich einen Fehler machte.

Zuerst schleuderte ich den türkisfarbenen Kristall weg. Ich wollte den Schlüssel zur Leichenstadt nicht mehr haben, er behinderte mich, und daß er in den Brunnen fiel, war Absicht gewesen.

Aus Kalifatos Kehle löste sich ein wütender Schrei. Ihm mußte wohl sehr an dem Schlüssel gelegen sein, sonst hätte er nicht so schnell und wütend reagiert.

Plötzlich umhüllte mich der grüne Schein.

Für einen Moment schien ich innerhalb des Strahls zu Eis zu werden. Ich nahm meine Umgebung nicht mehr wahr, und als ich wieder daran dachte, riß mich eine unwahrscheinliche Kraft in die Höhe, genau auf das Maul des Kalifato zu.

In Darkwater war der Eiserne Engel erschienen und hatte sich gegen den Dämon gestellt.

Hier aber stand ich allein!

Gespannt und mit bangen Gefühlen verfolgten Kara und Myxin die an dem Seil befestigten Kreuze, die immer tiefer in den unheimlichen Dimensionsschlund gerissen wurden.

Sie hatten alles in ihrer Macht Stehende getan, um die Lage zu verändern. Jetzt konnten sie nur noch auf ihr Glück vertrauen.

»Vielleicht hätten wir es festhalten sollen«, meinte der kleine Magier.

Kara hob die Schultern. »Was hätte es gebracht? Auch wir wären in den Tunnel mit hineingezogen worden und vielleicht ein Opfer der Leichenstadt...«

Sie verstummte. Wie auch Myxin hatte sie gesehen, daß die Kreuze den Chinesen Suko erreicht hatten. Und auch Suko schien bemerkt zu haben, was da auf ihn zukam, denn er klammerte sich instinktiv an dem Seil mit den Kreuzen fest.

»Ja, jetzt hat er es!« Das sagte Schwester Bonifatia, denn sie konnte sich ebenfalls nicht aus dem Bann dieser Ereignisse lösen. Sie fieberte mit. Ihr Gesicht zeigte eine hektische Röte, die Zunge fuhr aufgeregt über die Lippen.

Klappte es?

Myxin und Kara drückten die Daumen. Bis sie plötzlich ein gewaltiges Brausen hörten, das aus dem Tunnel schallte.

An dessen Ende veränderte sich etwas.

Ein riesiges Gesicht erschien.

Kalifato!

Myxin preßte die Lippen zusammen. Er schüttelte den Kopf, als könnte er es nicht glauben.

Und Kara murmelte: »Jetzt ist John Sinclair verloren!«

»Warum?« schrie die Schwester und sprang von ihrem Stuhl hoch.

»Warum ist der Mensch verloren?«

»Weil Kalifato so mächtig ist.«

»Und Sie? Sie sind es nicht?« Kara hob die Schultern.

»Tun Sie doch was!« drängte die Schwester. »Sie wissen doch mehr. Vertrauen Sie. Haben Sie einfach mehr Vertrauen. Sie haben schon etwas getan, aber es war eben zuwenig!«

»Ich muß selbst«, murmelte Kara...

Myxin erschrak. »Was willst du?«

»In die Leichenstadt.«

»Kara, du kannst...«

Die Schöne aus dem Totenreich ließ den kleinen Magier gar nicht erst ausreden. Zwei Schritte brauchte sie, dann hatte der Dimensionstunnel sie verschlungen.

Er reagierte bei ihr anders als bei Suko. Während der Chinese nur langsam vorankam, wurde Kara gepackt. Ein Sturmwind schien sie zu erfassen und voranzutreiben.

Innerhalb des Tunnels hatten sich die magischen Gesetze dadurch verändert, daß Kalifato sich gezeigt hatte und die Verbindung zustande gekommen war.

Der Dimensionstunnel war stärker geworden!

Das wußte auch Kara, die sich einfach treiben ließ, ihre rechte Hand auf den Griff des Schwertes legte und die Waffe aus der Scheide zog. Jetzt mußte es eben das Erbe ihres Vaters Delios bringen, oder es war alles verloren...

Dieser geheimnisvolle grüne Strahl besaß eine Kraft, der ich nichts entgegenzusetzen hatte. Überhaupt schien es kaum jemand zu geben, der ihn neutralisieren konnte.

Ich wurde hochgerissen, geriet in diesen gewaltigen Sturm aus gefährlicher Magie und sah die Leichenstadt plötzlich aus einer schwindelerregenden Höhe.

Mein gesamter Wille war ausgeschaltet. Ich wollte handeln, etwas tun, doch das war unmöglich. Ich kam einfach nicht dazu. Die Magie dieses mächtigen Dämons überlagerte alles.

Wo würde der Weg enden?

Bisher hatte ich angenommen, daß die von Kalifato verschluckten Menschen durch sein Maul in die Leichenstadt gelangten. Das war ein Irrtum, denn ich befand mich in der Leichenstadt. Entweder wurde ich zermahlt oder aber...

Nein, mir fiel nichts ein.

Dafür öffnete Kalifato sein Maul.

Er tat es meiner Ansicht nach langsam, gab Stück für Stück frei, und ich sah es zwischen den Lippen dunkelrot schimmern.

Loderte dort ein Feuer?

Die Angst in meinem Innern steigerte sich. Wenn ich in irgendwelche Flammen geschleudert wurde, war es aus. Die Glut würde mich verzehren und nur noch Asche zurücklassen.

Ich schrie.

Wie im Krampf hielt ich mein Kreuz fest. Irgendwie bekam ich den Arm hoch, so daß ich das Kruzifix vor meine Augen halten konnte. Ich schaute über den waagerecht verlaufenen Balken hinein in dieses immer größer werdende Maul mit den roten lodernden Flammen, und mit einem Ruck klaffte es ganz auf.

Was vielleicht nur Sekunden dauerte, das schien mir zu einer Ewigkeit zu werden, denn ich bekam Zeit genug, die Eindrücke in mich aufzunehmen.

Nicht nur das Feuer loderte dort. Inmitten der Flammen stand eine schreckliche Gestalt, die ich sehr gut kannte, jedoch aus meinem Gedächtnis gestrichen hatte.

Ein düsteres Horrorwesen, das eine gewaltige Sense schwang. Der Schwarze Tod!

Schmale, dennoch kräftige Hände umklammerten den Griff des Schwerts mit der goldenen Klinge.

Kara, die Schöne aus dem Totenreich, versuchte alles, um

Herrscher über die magische Brücke zu werden. Ihr Vater hatte ihr vor langer Zeit dieses Schwert vererbt. Sie konnte mit ihm nicht nur kämpfen, sondern eine magische Symbiose eingehen.

Kara und das Schwert wurden zu einer Waffe.

Obwohl es ihr ungeheuer schwerfiel, gelang es ihr, die sie umgebende Magie auszuhalten und sich allein auf ihr Vorhaben zu konzentrieren. Wie auch der Chinese Suko blieb sie trotzdem eine Gefangene des Tunnels. Aber sie war nicht so hilflos.

Suko trieb im Meer der Dimensionen.

Sein Wille war längst von der starken Magie überlagert worden. Er wurde geschüttelt, gepackt, vorangetrieben. Die nicht erklärbaren Kräfte zerrten an ihm, er hatte kaum eine Chance, dies alles zu überstehen. Jetzt konnten sie machen, was sie wollten.

Die Kreuze hatten ihn erreicht. Sie trieben gegen seine Hand. Irgendwie schaffte Suko es, zuzugreifen, er bekam ein Kreuz zu fassen und hielt sich daran fest, als wäre es ein Rettungsanker.

Bis sie zerplatzten.

Zuerst nahmen sie eine grüne Farbe an. Dann wurde das Holz brüchig, hielt nicht mehr und zerplatzte, als hätte man Streichhölzer zerbrochen. Die einzelnen Teile wirbelten durch die Luft. Sie verschwanden in dem grünen Schlund und wurden von ihm aufgesaugt und zerstört. Da war nichts mehr zu machen.

Suko merkte es nicht einmal. Er wurde weitergezerrt und geriet auch in den direkten Bannstrahl des Dämons Kalifato. Ein Beweis, daß er nicht mehr allzuweit von seinem Ziel, dem Ende des Dimensionsschachts, entfernt war.

Ein Ruck ging durch die Gestalt des Chinesen, als er vorgerissen wurde. Um ihn herum fauchte die Luft, er wurde noch schneller und einen Augenblick später aus dem Dimensionstunnel wegkatapultiert, hinein in eine fremde Welt, in die Leichenstadt.

Genau an dieser Stelle wurde der Bann von Suko genommen.

Plötzlich konnte er wieder seine Umgebung erkennen, er sah sich in einer fremden Welt, sein Gedächtnis funktionierte, und er erkannte unter sich die vier gefährlichen Dämonen, die Hüter der Leichenstadt. Er war da!

Und er mußte etwas tun, denn über ihm lauerte das Verderben, in das eine Gestalt hineingerissen werden sollte: John Sinclair.

Das alles bekam Suko mit, während Kara nichts davon merkte. Sie versuchte, innerhalb dieser magischen Zone durch ihr Schwert eine Beschwörung zu starten.

Die Leichenstadt gehörte zu Atlantis. Oder hatte zu dem Land gehört. Sie selbst war ebenfalls ein Teil dieser Zeit gewesen. Dort hatte sie ihr Vater vieles gelehrt. Er hatte sie in die Geheimnisse weißmagischer Praktiken eingeweiht, ihr den Trank des Vergessens gegeben und auch das Schwert überlassen.

Nun mußte sie es einsetzen.

Und sie erinnerte sich wieder der alten geheimnisvollen Bannsprüche, die kaum mehr jemand kannte, weil sie im Meer der Zeit verlorengegangen waren.

Vielleicht hatte Salomon noch von dieser Magie gewußt, dann war sie vergessen worden.

Ihre Lippen murmelten Worte, die sie längst vergessen hatte. Sie waren ihr plötzlich wieder eingefallen, hier im Tunnel der Dimensionen, der genau in eine Stadt führte, die weitaus älter als die Menschheit war. Es gab ein Gegenmittel. Die Leichenstadt und deren Magie konnte nicht immer gewinnen, das hatten damals schon die alten, weisen Atlanter gewußt.

Dann spie der Tunnel sie aus.

Auch Kara befand sich in der Leichenstadt.

Im gleichen Augenblick schienen das Schwert und sie förmlich zu explodieren...

Obwohl mich dieser geheimnisvolle Bannstrahl fesselte, war mein Denken dennoch nicht ausgeschaltet. Vielleicht wollte Kalifato dies auch nicht, denn ich sollte bei klarem Verstand mitbekommen, was mich erwartete.

Nicht nur das Feuer, sondern der Schwarze Tod!

Aber ihn hatte ich zerstört. Am Südpol, auf dem Friedhof am Ende der Welt war es mir gelungen, ihn mit dem Kreuz und dem Bumerang zu vernichten.

Nun sah ich ihn vor mir - lebend!

Dafür gab es nur eine Erklärung. Das Maul des Dämons Kalifato war das Tor in eine schaurige Vergangenheit!

Ja, etwas anderes fiel mir nicht ein. Da ich den Schwarzen Tod vor mir sah, mußte ich durch das Maul des Kalifato in die Vergangenheit blicken. Sollte ich dort mein Ende finden?

Durch den Schwarzen Tod nicht, aber...

Meine Gedanken stockten, denn plötzlich reagierte das Kreuz. Es war die starke Waffe gegen den Schwarzen Tod, es mußte wie ein sensibler Seismograph gespürt haben, daß sich hier etwas tat und einer der Erzfeinde aufgetaucht war.

Aus den vier Enden lösten sich Blitze.

Begleitet wurden sie von Nebelstreifen. Ich setzte meine Hoffnung auf die Erzengel, und konnte mit ansehen, wie die Blitze in das Gesicht des Dämons hieben.

Es kam zu gefährlichen Reaktionen.

Der Mund klappte zu. Rechts und links rissen die hellen Strahlen tiefe Wunden, und zwei von ihnen trafen genau die Augen des Dämons. Etwas platzte dort weg. Die dunkle Masse wurde zerstört, und ein maskenhaftes Gesicht mit toten Augen starrte mich an. Dann war es vorbei.

Das Kreuz wurde wieder normal. Kalifato hatte ein Eigentor geschossen. Hätte er sein Maul nicht geöffnet, wäre dies nicht

passiert, so aber mußte er kämpfen und wurde in die Defensive gedrängt. Ich schöpfte wieder Hoffnung. Doch nach wie vor existierte der Strahl, und ich war in ihm ein Gefangener.

Dann passierte etwas, das ich so schnell überhaupt nicht wiedergeben konnte. Plötzlich war ein Brausen um mich herum, ich sah eine helle, schattenhafte Gestalt, die mich an einen Nebelstreifen erinnerte, und dazwischen sah ich etwas Goldenes blinken.

Einen Moment später degradierten mich die Ereignisse zum zuschauenden Statisten...

Kara und das Schwert wurden eins.

Sie hatte sich stark konzentriert und etwas erreicht, was nur äußerst selten klappte.

Ihr Geist löste sich vom Körper.

Während der Körper wie eine Hülle zu Boden fiel und dort aufschlug, jagte der Geist mit dem geheimnisvollen Schwert weiter und fand als Ziel das Gesicht des Kalifato.

An mir vorbei huschte Karas zweites Ich, ein helles Schemen inmitten des grünen Strahls und ein blitzendes Schwert mit der goldenen Klinge, die den Dämon Kalifato Kraft ihrer Magie zerstören wollte. Kara schlug zu.

Von einer gewaltigen Kraft getrieben, jagte die Schwertspitze genau zwischen die Augen des Dämons und riß dort die grüne Haut entzwei. Gleichzeitig brach die magische Verbindung zusammen. Der Strahl verschwand. Jeder, der sich in ihm befand, verlor den Halt. Auch ich kippte nach unten und blieb dort liegen, wo ein blasser Körper seinen Platz gefunden hatte.

Am Grabrand aber erschienen zwei Hände, sie klammerten sich fest, und mit letzter Kraft schob sich ein Mensch aus dem steinernen Grab. Es war Suko.

Er hatte sein Ziel erreicht, und wie wir alle schaute auch der

Chinese dem unheimlichen Kampf zwischen Kara und dem Uralt-Dämon Kalifato zu...

Schon der erste Treffer hatte Kalifato schwer zu schaffen gemacht. Abermals öffnete er sein Maul, und er spie eine gewaltige Feuerlohe hervor, die in Karas Richtung zielte.

Diesmal war der Schwarze Tod nicht zu sehen. Das Fenster in die Vergangenheit war geschlossen worden, aber das Feuer war noch gefährlich genug. Mit der Brisanz von Napalm konnte man es vergleichen. Einen Menschen hätte es verbrannt, doch Kara war kein Mensch mehr.

Körper und Geist hatten sich getrennt, aber der Geist war mit dem Schwert fest verwachsen, und beide widerstanden dieser flammenden Bedrohung aus dem Maul des Großen Alten.

Der zweite Hieb.

Golden blitzte die Klinge im grünen Licht, ein Fanal der Hoffnung. Triumph über das Böse, und als Kara die Klinge zur Seite zog, da schälte sie einen langen Streifen Haut aus dem Gesicht des Kalifato. Der Streifen fiel wie ein alter Lappen zu Boden. Er überschlug sich dabei und blieb nicht weit von uns liegen.

Kara kämpfte weiter.

Die Schöne aus dem Totenreich glaubte, wieder die zu sein, die sie einmal gewesen war. Damals, vor über 10 000 Jahren, als sie im alten Atlantis an der Seite ihres Vaters gegen die Götter und Götzen der Schwarzen Magie gekämpft hatte. Sie entfaltete ungeheure Kräfte, griff wieder an, und ihr Schwert jagte mit ebenso schnellen Streichen in den Kopf, wie sie sich bewegte.

Kara geriet in eine Wildheit hinein, und sie war durch nichts zu stoppen. Vor dem überdimensionalen grünen Schädel des Kalifato tanzte ein Geistkörper, der ein goldenes Schwert festhielt und damit die Vernichtung des Dämons einleitete.

Auch ich, der ich wie Suko und alle anderen nur Zuschauer war, vergaß meine Umwelt. Ich konnte nur schauen und staunen. Ich selbst hatte mich immer wieder gefragt, wie die Großen Alten zu vernichten waren. Wahrscheinlich hätte ich es nie geschafft, und ich hatte immer meine Hoffnungen in den Eisernen Engel gesetzt, da er bereits einmal Kalifato Paroli geboten hatte.

Nun erlebte ich das Gegenteil.

Kara würde ihn besiegen.

Die Schöne aus dem Totenreich war über sich selbst hinausgewachsen und hatte sich ihrer Vergangenheit erinnert.

Aber wie kam es, daß ein Dämon wie dieser Kalifato so wehrlos war? Das begriff ich nicht. Er ließ sich von der goldenen Klinge regelrecht auseinandernehmen, verlor immer mehr von seiner grünen Haut, die vom Himmel regnete und auf dem Boden verging.

Dafür trat etwas anderes hervor.

Eine helle harte Haut, schon mehr eine Kruste, und wo die roten Streifen in seinem Gesicht gesessen hatten, da erschienen seltsam lange Stöcke, die hervorruckten und sich krümmten.

- Beine.

Spinnenbeine!

Da wurde mir alles klar. Jetzt wußte ich, aus welchem Grunde von Kalifato nur ein grünliches Gesicht zu sehen gewesen war. Nie hatte er sich anders gezeigt. Er konnte es gar nicht, denn die grüne Haut war nur Täuschung gewesen. In Wirklichkeit war Kalifato eine gigantische Monsterspinne.

Das wahre Gesicht, sein eigentliches Aussehen schälte sich nun genau hervor.

Ich konnte es kaum fassen und mußte mir wieder einmal eingestehen, daß die fremden Welten mehr Überraschungen bargen, als man sich überhaupt vorstellen konnte.

Der letzte Rest fiel.

Er kam mir wie ein grüner Teppich vor, als er so zu Boden flatterte und mich fast noch gestreift hätte. »Verstehst du das, John?«

Ich drehte den Kopf, weil Suko mich angesprochen hatte. »Nein, verdammt, ich begreife nichts.«

Ein helles, singendes Geräusch ließ uns zusammenzucken. Kara hatte wieder zugeschlagen.

Diesmal jedoch traf sie nur den Panzer der Spinne, und er widerstand dem Schwert mit der goldenen Klinge. Kalifato schwebte jetzt in seiner wahren Gestalt über uns, und ich mußte ehrlich zugeben, daß ich eine schreckliche Angst bekam, als ich dieses Monstrum so sah. Die Spinne besaß die Ausmaße des Schädels. Obwohl sie durch nichts gehalten wurde, schwebte sie über uns in der Luft. Aus ihrem Körper hingen sechs Beine, die aussahen wie Knochen und auch ungefähr diese Dicke besaßen.

Der übrige Körper besaß die Form einer Kuppel oder einer riesigen Schale, die selbst dem Schwert der schönen Kara widerstand. Ein Maul sah ich auch.

Es zog sich über die gesamte Breite des vorderen Körpers und präsentierte, wenn die Spinne oder Kalifato es aufklappte, gefährliche Zähne.

Das war Kalifato in seiner eigentlichen Gestalt. Eine gefährliche Riesenspinne.

Ich schüttelte mich, als ich sie so vor mir sah. Über meinen Rücken lief ein Schauer, der Magen klumpte zusammen, und Schweiß trat mir aus allen Poren.

Daß die Spinne kein Pardon kennen würde, war mir klar. Vielleicht konnte man sie als noch gefährlicher bezeichnen als Kalifato. Diese Gedanken schnellten durch meinen Kopf, und es war ein Fehler gewesen, daß ich mich darauf konzentrierte, denn es gab ja nicht nur die Riesenspinne, sondern auch die vier Hüter der Leichenstadt. Das häßliche Lachen riß mich herum.

Der Feuerkopf hatte es ausgestoßen. Allerdings nicht, weil er irgend etwas unternommen hatte, nein, das überließ er seinem dämonischen Artgenossen.

Dem Raubtierwesen.

Es hockte geduckt am Boden, hatte den Körper vorgestreckt, das Maul geöffnet, und die Zähne schwebten dicht über Karas seelenlosem Körper...

Reingelegt!

Ich hätte vor Scham im Boden versinken können. Was waren wir doch für Ignoranten gewesen. Wir hatten gedacht, daß Kalifato so einfach zu besiegen wäre. Aber Dämonen wie er hielten noch immer einen Trumpf in der Hinterhand.

Und sie würden ihn ausspielen!

Nicht nur ich hatte diese schreckliche Szene gesehen, auch Kalifato. Für ihn war sie natürlich ausgezeichnet. Der Plan dieser Riesenspinne schien trotz aller Widrigkeiten voll aufzugehen.

Wenn dieses dämonische Raubtier die Kehle der Kara durchbiß, war alles verloren. Dann verging der Körper, ihr Geist irrte durch die Dimensionen und mußte erst einen neuen Gastkörper finden. Ob er das konnte, war fraglich, denn Kara besaß auch jetzt keinen Gastkörper, sondern ihren ureigensten, der die Jahrtausende überdauert hatte. Ich durfte es zu einem Mord nicht kommen lassen.

Was konnten wir tun?

Wenn ich die Beretta zog und schoß, brauchte ich Zeit. Diese Spanne würde das dämonische Raubtier nutzen und eiskalt zubeißen. Aus dem Spinnenmaul löste sich der Befehl. »Töte sie!«

Und da griff Suko ein!

Mein Freund und Kollege hatte Schlimmes hinter sich. Vielleicht

hätte ein anderer die magische Reise kaum überstanden, sich zumindest jedoch nicht so schnell erholt. Doch Suko befand sich gewissermaßen im Training, er war zwar noch nicht im Vollbesitz seiner Kräfte, doch der Gedankenapparat funktionierte bei ihm ausgezeichnet. Der Chinese hatte die Lage längst erkannt und auch richtig eingeschätzt. Um eine Katastrophe zu vermeiden, gab es nur eine Chance, und die Last der Verantwortung lag allein auf seinen Schultern. Noch hatte er seinen Stab.

Und mit ihm konnte er die Zeit für fünf Sekunden anhalten. Es war ein Risiko, den Stab zu benutzen, denn niemand garantierte ihm, daß es auch in dieser Dimension den Begriff Zeit ab.

Trotzdem...

»Topar!« Dieses Wort mußte Suko rufen, um den gewünschten Erfolg zu erreichen.

Und er schrie es laut und kräftig wie selten in seinem Leben, so daß die Stimme durch die unheimliche unter der Erde liegende Welt echote. Klappte es?

Ja, Suko schaffte es tatsächlich. Auch in dieser Welt wirkte die Magie des großen Buddha. Es war plötzlich alles anders, die Personen erstarrten, wurden zu regelrechten Salzsäulen, auch ich konnte mich nicht rühren.

Dafür Suko.

Und er wirbelte. Seine Schwäche schüttelte er ab wie ein nasser Hund die Wassertropfen. Er warf sich nach vorn, bekam dieses Untier zu packen und riß es von dem seelenlosen Körper. Unter seinen Fingern fühlte Suko das Fell. Er schrie auf, wuchtete sich nach hinten und schleuderte den Dämon so weit weg wie eben möglich. Hatte er noch Zeit?

Ja, eine Sekunde.

Er schaute dabei in die Höhe, sah die gigantische Spinne und dicht davor einen hellen langgezogenen Streifen, in dem sich ein

blitzendes Schwert bewegte.

Dann war die Zeitspanne vorbei.

Alles lief wieder normal, und ein irrer Schrei der Wut und des Zorns fegte aus dem Maul der Spinne. Der Plan war mißglückt. »Kara!« brüllte Suko.

Seine Stimme machte auch mich mobil. Ich kehrte aus der Erstarrung zurück, drehte mich um und nahm noch das huschende Etwas wahr, das plötzlich nach unten fiel.

Karas Geist oder Seele kehrte in den Körper zurück. Für einen kaum meßbaren Augenblick sah ich noch das Zittern über der leblos daliegenden Hülle, dann war dies auch vorbei. Ein schweres Ächzen drang aus Karas Mund. Sie schüttelte sich und erholte sich nur allmählich.

Die Schöne aus dem Totenreich richtete sich auf. Das Schwert hielt sie in der rechten Hand. Auf mich machte sie den Eindruck, als müßte sie sich erst in der Welt zurechtfinden.

Sollte sie sich ausruhen. Kara hatte genug für uns getan. Wäre sie nicht gewesen, ginge es uns schlechter.

Noch waren Suko und ich da.

Ich wirbelte herum. Plötzlich fühlte ich wieder die Kraft in mir, die ich unbedingt brauchte, um mich den vier Hütern der Leichenstadt zu stellen. Auch Kalifato durfte ich nicht vergessen, und der bewies uns, daß er sein Pulver noch längst nicht verschossen hatte. Er griff an.

Der Spinnenkörper fiel nicht zu Boden, wie es vielleicht normal gewesen wäre, nein, aus den Beinen löste sich etwas, das mit der Kraft einer wuchtig geschleuderten Lanze auf uns niederfuhr.

Zum Glück hatte ich in diesem Augenblick gerade hochgeschaut, so konnte ich Suko eine Warnung zuschreien.

»Vorsicht!« gellte meine Stimme.

Der Chinese zuckte zur Seite, ich ebenfalls, und wir beide hatten

Glück, denn dort, wo wir eben noch gestanden hatten, jagten die dicken Fäden in den sandigen Boden. Wo sie getroffen hatten, da spritzte der Sand hoch, Wärme breitete sich aus, ich sah die Fäden an vier Stellen und wußte genau, was die Riesenspinne vorhatte.

Sie wollte ein Netz bilden.

»Weg!«

Mein Schrei mobilisierte auch Suko. Er hatte die Dämonenpeitsche gezogen und einmal einen Kreis über den Boden geschlagen. Die drei Riemen fielen heraus, jetzt war auch er bewaffnet. Vier Fäden, dick wie Arme, waren bereits aus dem Spinnenkörper herausgetreten und hatten ein Quadrat gebildet. Ich wußte, daß die Monsterspinne noch mehr von diesen teuflischen Fäden produzieren würde, um ein Netz zu bilden, in dem wir uns fangen sollten. Deshalb mußten wir fliehen.

Suko hatte die gleiche Idee gehabt wie ich. Er riß auch Kara hoch, die einen apathischen Eindruck machte. Kein Wunder nach all dem, was sie erlebt hatte.

Der Chinese schleifte sie mit. Den Kopf hielt er dabei schräg, denn er wollte sehen, wenn der Spinnenkörper wieder so ein Gebilde ausspie.

»Zum Grabmal!« schrie ich. »Wir müssen zum Grab!«

Nicht nur Suko und Kara hatten die Worte verstanden, auch unsere Gegner.

Da waren die vier Hüter der Leichenstadt, und sie hatten in Doreen Delano die richtige Unterstützung.

Bevor sich einer der vier noch rühren konnte, stieß sie sich bereits ab. Sie rannte sehr schnell auf mich zu, und auch die übrigen Gefangenen aus Darkwater setzten sich in Bewegung, um den Kreis noch enger zu schließen.

Die Delano kam.

Ich erwartete sie.

Drei Schritte vor mir traf sie das Verhängnis. Vielleicht hätte dieser klebrige Faden mich treffen sollen, aber er war zu schlecht gezielt. Der Faden erwischte Doreen Delano.

Zum erstenmal erlebte ich, welch eine Kraft in ihm steckte. Mit der Wucht eines Vorschlaghammers hieb er in ihren Schädel, raste hindurch und spaltete ihn.

Erst in Höhe des Halses kam er zur Ruhe. Zwei Kopfhälften kippten zur Seite, und aus ihnen krabbelten unzählige kleine Spinnen. Doreen Delano war längst kein Mensch mehr gewesen. Ich hatte nur die äußerliche Hülle gesehen.

Wir mußten weg.

Im Zickzack hetzten wir auf das Grabmal zu. Doch Kalifato war ebenso schlau wie wir. Er hatte uns beobachtet und markierte unseren weiteren Fluchtweg.

Aus seinem Körper schossen die klebrigen Netzfäden. Sie klatschten der Reihe nach dicht neben die Graböffnung und versperrten uns so den weiteren Weg.

Damit hatten wir nicht gerechnet.

Wie konnte man sie zerstören?

»Deck du mir den Rücken!« brüllte Suko und ließ Kara los. »Ich versuche es mit der Dämonenpeitsche!«

Die Idee war gut. Hoffentlich schaffte Suko es auch. Ich blieb nie auf dem Fleck stehen, sondern tänzelte hin und her, weil ich Kalifato kein Ziel bieten wollte.

Von der Seite wurde ich angegriffen.

Es war der Flammenschädel!

Eine fauchende Feuerlohe umwaberte seinen Kopf. Das Gesicht konnte ich nicht erkennen, und ich zog die Beretta und schoß, schoß, schoß... Das peitschende Krachen der Abschüsse war wie Musik in meinen Ohren. Die geweihten Kugeln trafen. Ich sah Blitze, kleine Explosionen, und die Geschosse löschten das Feuer.

Ein schwarzer Schädel war zu sehen.

Er löste sich auf...

Währenddessen dachte ich an Doreen Delano. So endete jemand, der einmal in die Fänge des Bösen geraten war.

Ich begann innerlich zu zittern. Trauer durchflutete mich. Es stieg heiß in meiner Kehle hoch. Ich schüttelte mich, aber ich durfte meinen Gefühlen jetzt keinen freien Lauf lassen, sondern mußte sie unter Kontrolle halten. Der Kampf ging weiter.

Mit einer gedankenschnellen Drehung wich ich aus, weil wieder etwas nach unten raste, und eine Sekunde später wurde ich von der zweiten Kreatur aus der Leichenstadt angesprungen.

Es war der mit der durchsichtigen Haut und den grünen Knochen darunter. Sie strahlten innerlich auf, als wollten sie ein Feuer entfachen, das mich verbrennen sollte.

Ich nahm das Kreuz.

Kaum hatte es Kontakt bekommen, als sich die Knochen in dem Körper veränderten.

Zuerst wirkten sie schwammig, dann lösten sie sich auf, wobei sie gleichzeitig verblaßten, schließlich verschwanden sie ganz, und der Körper fiel zusammen.

Aus, vorbei.

Plötzlich sah ich Jennifer Moore und vernahm gleichzeitig einen gellenden Schrei.

Suko war es gelungen, den dritten aus der Leichenstadt zu töten. Am Rande nahm ich wahr, wie die glühenden Augen allmählich blasser wurden und schließlich ganz verschwunden waren.

Jetzt blieb noch einer.

»Kümmere dich um ihn«, brüllte ich Suko zu und hetzte im Zickzack auf Jennifer zu.

Durch sie war der Zeittunnel zur Leichenstadt aufrechterhalten worden. Noch stand er, wahrscheinlich nur, weil das Mädchen noch

lebte. Wenn es von einem der magischen Netzfäden getroffen wurde, dann war es aus. Ich hatte das Schicksal der Doreen Delano noch in deutlicher Erinnerung, deshalb mußte ich Jennifer bekommen.

Als ich rannte, wuchtete wieder einer dieser verdammten Fäden nach unten. Dicht neben meinem rechten Fuß traf er den Boden, wo der Sand aufspritzte und mich so erschreckte, daß ich zur Seite hin wegglitt und ausrutschte.

Plötzlich lag ich auf dem Boden.

Und Jennifer wollte vorbei.

Über mir erklang ein gräßliches Lachen, im nächsten Moment mußte sich ein Spinnenbein lösen und mich treffen, denn es war leicht, wo ich mehr Körperfläche bot.

Ich rollte mich zur Seite.

Nach einer halben Umdrehung wuchtete dieser magische Faden nach unten. Er verfehlte mich.

Der Aufprall, mit dem er die Erde berührte, pflanzte sich sogar noch in meinem Körper fort, wobei ich das Gefühl hatte, innerlich zu vibrieren. Dann schnellte ich wieder hoch, schlug einen Haken und hörte Sukos lauten Ruf.

Er galt Kara.

Die Schöne aus dem Totenreich war dabei, den letzten Hüter der Leichenstadt zu vernichten. Es war der Gesichtslose mit dem türkisfarbenen Fell. Er sprang auf Kara zu, die am Boden hockte, dieses Wesen sah und das Schwert hochkantete.

Der Dämon konnte nicht mehr ausweichen. Mit seinem vollen Gewicht fiel er in die goldene Klinge.

Kaum hatte ihn diese Waffe berührt, als sich sein Fell veränderte. Aus dieser grünblauen Farbe wurde ein häßliches Grau, und in langen Streifen rutschte das Fell von seinem Körper.

Der Dämon verging.

Knochen blieben zurück.

Die vier waren erledigt.

Aber noch gab es Kalifato. Die Riesenspinne dachte nicht daran, aufzugeben.

Wieder schoß ein Faden aus dem Leib hervor. Diesmal hätte er Jennifer Moore tatsächlich erwischt, wenn es mir nicht gelungen wäre, meinen Arm auszustrecken.

Ich schlug ihn nach vorn, meine Fingerspitzen fanden das nötige Ziel, und mir gelang es, den Knöchel der Kleinen zu umklammern. Sie befand sich mitten in der Bewegung, wurde umgerissen, fiel auf den weichen Boden, und ich zog sie zu mir heran.

Selten in meinem Leben habe ich jemand so schnell auf die Schulter gewuchtet wie das Kind.

Mein Ziel war das Grabmal.

Und der Spinnenkörper senkte sich.

Ich hörte das Krachen der Schüsse. Suko hockte am Boden, hatte die Beretta gezogen und den Arm ausgestreckt. Die Waffe bildete die Verlängerung seiner Hand. Vor der Mündung blitzte es auf, als er sein Magazin leerte und auf den Spinnenkörper feuerte. Die geweihten Silbergeschosse hieben gegen ihn. Wir hörten sogar die harten Aufschläge, aber die Kugeln richteten keinen Schaden an. Sie wurden nur zu Abprallern, die als Querschläger durch die Gegend sirrten.

Das Mädchen lag auf meiner Schulter. Es schrie. Gleichzeitig trommelte es mit den Fäusten gegen mich.

Ich verspürte die Schläge im Gesicht, auf der Schulter, an der Brust, aber ich biß die Zähne zusammen und gab nicht auf. Wir mußten das Grab erreichen!

Dabei war es kaum mehr zu sehen. Ein dichtes Netz von klebrigen Spinnenfäden umgab das offene Grabmal. Bisher hatte sie noch keiner zerstören können, denn nun schickte Kalifato seine anderen Diener ins Gefecht.

Es waren die mutierten Menschen aus Darkwater.

»Kümmert euch um sie!« Karas helle Stimme klang uns entgegen, denn sie hatte etwas anderes vor. Die Schöne aus dem Totenreich zerstörte die Fäden am Grabmal.

Sie schlug zu.

Einmal, zweimal.

Für einen Moment schaute ich hin, denn ich wollte sehen, ob es das Schwert tatsächlich schaffte, die verdammten Fäden zu kappen. Ja, es klappte!

Mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich das bemerkte. Wenn Kara so weitermachte und selbst nicht getroffen wurde, dann konnte sie das dichte Netz zerstören.

Da hörten wir ihren Warnschrei.

Die Spinne fiel.

Kalifato konnte es nicht mehr mit ansehen. Sein gewaltiger Körper hielt sich nicht mehr in der Luft. Sekundenlang verdunkelte er unser Blickfeld, wir spritzten zur Seite, und dann fiel er genau zwischen uns. Bevor Suko und ich reagierten, war Kara schon da. Mit beiden Händen hielt sie den Schwertgriff, wuchtete die goldene Klinge gegen den Körper, doch die Waffe prallte ab und wäre ihr durch den Rückschwung fast noch aus den Händen gerissen worden.

»Wir schaffen ihn nicht!«

Die Monsterspinne drehte sich. Diesmal wandte sie sich mir zu, öffnete ihr Maul. Ich ahnte, was kam, und hatte mich nicht getäuscht. Aus einer kleinen, kaum sichtbaren Öffnung zischte einer dieser widerlichen Fäden genau auf mich zu.

Konnte ich noch ausweichen?

Nein, der Faden war zu schnell, er würde mich zerschmettern, denn ich bekam auch meinen Arm mit dem Kreuz nicht mehr rechtzeitig genug in die Höhe.

Suko rettete mir das Leben.

Er hatte ebenfalls bemerkt, in welcher Gefahr ich schwebte. Und er schlug mit der Dämonenpeitsche zu, wobei er diesen verdammten Strahl erwischte.

Ich hatte vor lauter Verzweiflung die Augen geschlossen, hörte das Klatschen und riß beide Augendeckel wieder auf.

Der Faden verkohlte.

Bevor Kalifato einen nächsten verschießen konnte, hatte ich mich gelöst und rannte dorthin, wo Kara unter Aufbietung aller Kräfte gegen die magischen Spinnfäden kämpfte.

Sie hatte bereits eine Bresche geschlagen. Jetzt wurde uns nicht mehr so viel Sichtfeld genommen, ich konnte bereits die Öffnung erkennen und sah Kara auf den Rand klettern.

Für mich war die Bahn frei, da sich Kalifato um seinen neuen Gegner Suko kümmerte.

Der Chinese führte einen regelrechten Tanz auf. Er bewies durch Schnelligkeit, daß er den Fäden entkommen konnte. Ich hatte nur noch wenige Schritte zurückzulegen. Das Kind auf meiner Schulter gab seinen Widerstand auf. Aber da war noch Mrs. Moore. Unbeobachtet hatte sie sich herangeschlichen. Sie wirkte wie eine grüne Furie, als sie aus ihrer kriechenden Lage plötzlich vor mir in die Höhe schnellte.

»Das Kind!« brüllte sie.

Ich hätte sie mit einem raschen Schuß erledigen können, dann jedoch wäre die Verbindung zwischen Jennifer und ihr abgerissen, so hieb ich nur mit der rechten Hand zu, und die schwere Waffe klatschte gegen ihren Körper. Sie fiel schreiend zurück und kippte auch zu Boden. Jetzt war der Weg für mich endgültig frei.

Auch Suko hetzte mit großen Schritten heran, während er von der Riesenspinne verfolgt wurde. Dann stieß er sich ab und sprang über den Rand der seltsamen Gruft.

Ich ebenfalls.

Noch einmal versuchte Kalifato es. Er hatte sämtliche Drüsen in seinem Körper geöffnet, die magischen Kräfte schossen hervor, doch als sie den Brunnen erreichten, da waren Kara, Suko und ich bereits verschwunden. Der Tunnel nahm uns auf.

Zum erstenmal hörte auch ich das Brausen, war den Kräften der Magie hilflos ausgeliefert, und hielt Jennifer Moore so hart umklammert, als wollte ich sie nie mehr loslassen.

Zeit wurde bedeutungslos.

Ebenfalls die Gedanken und Gefühle. Sie waren erst wieder existent, als der Tunnel uns ausspie und wir Myxins Stimme hörten.

»Herzlich willkommen!«

Ziemlich wacklig auf den Knien standen wir da. Das Mädchen rutschte von meiner Schulter und wäre gefallen, wenn die Schwester es nicht aufgefangen hätte.

»Jennifer!« rief sie. »Jennifer, meine Kleine. Himmel, was ist nur mit dir geschehen!«

Das Kind blickte die Frau mit starrem Blick an. Dann sprach es. Aber nicht mit ihrer Stimme, sondern mit dem Organ des Kalifato.

»Noch lebe ich. Und ich werde mich furchtbar rächen. Das verspreche ich!«

Schwester Bonifatia zuckte zurück. Ihre Augen weiteten sich entsetzt, dann bekam sie von Jennifer einen Stoß, und bevor wir eingreifen konnten, war das Mädchen bereits auf den noch immer offenen Tunneleingang zugehetzt und verschwunden. Ich machte einen schnellen Schritt nach vorn.

Suko jedoch winkte ab. »Laß sie! Auf dieser Welt hat sie nichts zu suchen.«

Kaum hatte er die Worte gesprochen, als sich die Tunnelöffnung wieder schloß. Wir schauten auf eine völlig normale Wand. Der Zugang zur Leichenstadt existierte nicht mehr.

Und dann erzählten wir. Die Schwester blieb bei uns, nachdem sie uns das Versprechen gegeben hatte, nichts von dem, was besprochen wurde, nach draußen dringen zu lassen.

Ich aber dachte an die Besatzung des U-Boots. Da würden Frauen um ihre Männer weinen, Mütter um ihre Söhne. Zurückholen konnte ich sie nicht mehr. Leider nicht.

Über das Problem sprachen wir auch später mit Sir James und einem hohen Marine-Admiral. Wir mußten uns eine Erklärung ausdenken und einigten uns darauf, daß das Boot auf einer Inspektionsfahrt gesunken war. Mehr konnten wir nicht tun.

Wir aber hatten erfahren, wie stark und gefährlich die Magie der Leichenstadt sein konnte. Das Wissen lastete wie ein unsichtbares Schwert über uns.

Es würde sich auch so leicht nicht vertreiben lassen. Kalifato hatte uns etwas versprochen. Und dieses Rache-Versprechen würde er auch halten. Dessen war ich mir sicher...

ENDE

[\[1\]](#) Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 005 »Alptraum in Atlantis«

[\[2\]](#) Siehe John Sinclair Nr. 222 »Schlucht der stummen Götter«

[\[3\]](#) Siehe John Sinclair Nr. 211 »Das Geistergrab«

[\[4\]](#) Siehe John Sinclair Nr. 243 »Die Schädelkette«